

Leseprobe



CHRISTOF WOLF

T O D B R I N G E N D

Unser Reich komme. Unser Wille geschehe.

Thriller

Copyright © 2022 by Christof Wolf, Hachenburg
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
das des öffentlichen Vortrags sowie
jedweder Wiedergabe oder Reproduktion,
auch einzelner Teile.

**Die Handlung sowie die handelnden Personen und Institutionen sind frei
erfunden. Ähnlichkeiten mit Menschen, die leben oder lebten, sind rein
zufällig.**

Coverfoto/Umschlaggestaltung: Christof Wolf

Quellennachweis: Die im Manuskript verwendeten Songtitel und Auszüge aus
den Lyrics entstammen der Rockgruppe „Journey“ (Written by: Jonathan Cain,
Stephen Ray Perry, Neal Joseph Schon)

Printed in Germany
Erste Auflage 2023
ISBN

Kapitel 1
1
**San Francisco
Kalifornien, USA**

Die Möwen kreischten über dem schäumenden Wasser der San Francisco Bay. Die Sonne stand hoch am Herbsthimmel. Die Luft war trotz des beginnenden Herbstes angenehm warm. Alles in allem ein fantastischer Tag – zum Sterben.

Die Signalhörner der Ausflugsschiffe, die zur Golden Gate Bridge oder nach Alcatraz hinausfahren, hallten vom Pier zur Fisherman's Wharf herüber. Ein babylonisches Stimmengewirr und ausgelassenes Lachen von Menschen aus aller Welt wechselten sich ab mit den rhythmischen Klängen der Straßenkünstler, die auf unterschiedlichste Art versuchten, den Touristen das lockersitzende Geld aus der Tasche zu ziehen. Im Hintergrund gellten die grunzenden Laute der Seelöwen, die seit Jahrzehnten eine Heimat im Hafen gefunden hatten und dort längst zu einer dauerhaften Attraktion avancierten.

Ben liebte die bunte und lebensfrohe Szenerie, die sich tagtäglich am Pier abspielte. An manchen Tagen, außer am Samstag, ließ er sich gerne von den Menschenmassen treiben und folgte ihnen von einer Sehenswürdigkeit zur anderen. Er war Autor, deshalb fand er es inspirierend, die Leute zu beobachten. Vor allem aber liebte er die berühmten Straßen von San Francisco. Seit einem Jahr gehörte er selbst nicht mehr zu den Besuchern der Stadt, da er ein Apartment in einem schicken Komplex auf einem der für die malerische Metropole typischen Hügel erwarb: Twin Peaks. Eine sichere Wohngegend.

Allabendlich genoss er den sagenhaften Blick auf die illuminierte Downtown.

Leisten konnte er sich solch eine sündhaft teure Wohnung nur, weil Steven Weinberg, ein mit Oscars überhäufte Filmproduzent, einen seiner Romane in die Kinos brachte. Dies bescherte ihm nicht nur den Status eines Bestsellerautors, sondern seitdem ein erkleckliches Ein- und Auskommen. Und von seinen ersten Tantiemen erstand er das Apartment in dieser begehrten Lage, vor allem in seiner Traumstadt. Mit dem Buch über den außergewöhnlichen Lebensweg einer Neunzigjährigen und dessen Verfilmung stellte sich auf Anhieb der Erfolg ein, vor allem auch finanziell. Zuvor hätte er nie zu träumen gewagt, selbst einmal Einwohner von San Francisco zu werden. Die wahre Erika Walker hatte bis zu

ihrem Tod im vorletzten Jahr in Marine County gelebt, weshalb Ben sie regelmäßig besuchte. Dabei lernte er Steven kennen und verliebte sich sogleich in die Bay-Area.

Ben löffelte bei Boudins an der Jefferson Street genüsslich eine Clam Chowder aus dem ausgehöhlten Laib eines Sauerteigbrots und beobachtete die Touristen aus aller Welt. An normalen Wochenenden würde er keine dieser Muschelsuppen essen. Samstags schwang er sich stets auf sein E-Bike, fuhr über die Golden Gate Bridge bis Sausalito und radelte von dort nach Tiburon weiter, wo er sich mit Steven traf. Entweder fuhr er zu ihm, in die mit dreihundert Quadratmetern für einen international bekannten Regisseur nahezu bescheidene Villa am Berg, mit einem wahnsinnigen Fernblick auf die San Francisco Bay. Oder, was häufiger der Fall war, sie trafen sich gleich im Max's am Tiburon-Pier. Steven und er liebten es, dort auf der Terrasse zu sitzen und, fern ab vom Trubel ihres Lebens, die Aussicht auf die Skyline sowie Angel Island zu genießen. Vor allem aber waren es die Burger, die es ihnen angetan hatten. Schlicht und saftig kamen sie daher, ohne Schnickschnack und dieses Schickimicki-Getue, von dem beide sich allzu oft in ihrem beruflichen Umfeld umgeben sahen. Ben liebte die Nachmittage mit Steven. Vor allem in letzter Zeit, in der sie sich einem gemeinsamen Projekt widmeten, das trotz höchster Geheimhaltung bereits ordentlich Staub aufgewirbelt hatte und mit einem Mal für beide gefährlich wurde. Die Recherchen und der Grad der Fertigstellung des brisanten Manuskripts waren weit fortgeschritten. Doch anstatt das Buch in den kommenden Tagen und Wochen zu finalisieren, vollzog ihrer beider Leben eine totale Kehrtwendung, und es gab keinen anderen Ausweg mehr. Ben musste es selbst beenden, um all diejenigen zu schützen, die in irgendeiner Art und Weis involviert waren.

Heute endete das Erdendasein von Ben Michels und die Suppe bei Boudins avancierte zur Henkersmahlzeit. Gesättigt bestieg er das Fahrrad, rückte die Basecap mit dem »SF«-Schriftzug der 49ers zurecht und schnallte den Fahrradhelm darüber. Rasch polierte er die Sonnenbrille an seinem T-Shirt und schob das Rad zur Jefferson Street. Bevor er aufstieg, warf er einen Fünf-Dollarschein in das Silbereimerchen des Mannes, der seit Monaten an der Wharf saß und ein Schild mit »Fuck Trump« hochhielt. Zwar wirkte der Geselle zottelig und ungepflegt, doch Ben war sich sicher, der Kerl verdiente Hunderte von Dollar - pro Tag. Dessen Geschäftsmodell funktionierte nirgendwo besser als im demokratischen und weltoffenen Kalifornien. Mit jeder weiteren kruden Idee und politischen Entscheidung sorgte der amerikanische Präsident höchstpersönlich für ein nicht versiegen wollendes Füllhorn, das sich täglich über den Topf des am Piergeländer sitzenden Typen ergoss. »God bless you«, dankte ihm der Mann. Ben dachte bei sich: *Hoffentlich!*

Christof Wolf / Todbringend

Gerade war er im Begriff aufzusatteln, da wurde er prompt zum Innehalten gezwungen. Eine grüne Straßenbahn der historischen F-Line aus den Fünfzigern passierte seinen Weg und bog vor ihm in die Tailor Street ein, wo eine Menschenschlange aufs Zusteigen wartete. Ben stieg auf sein Rad und trat in die Pedale. Der Bosch-Elektromotor half ihm, rasch vorwärtszukommen. Das E-Bike hatte er aus Deutschland mitgebracht. Neben dem massiven Eichenschreibtisch, den er an die Glasfront in seinem neuen Apartment platzierte, einer der wenigen Gegenstände, die er in die Staaten verschiffen ließ.

Die Luft war warm, der Fahrtwind angenehm frisch. Die Sonne strahlte von einem nahezu wolkenlosen Herbsthimmel und tauchte die Stadt in das typische Licht, wie man es nur in Kalifornien erlebte. Schrägliegende Segelyachten und Ausflugsschiffe durchpflügten die schäumenden Wellen der Bay. Ein gigantisches Containerschiff schob sich in nahezu majestätischer Gemächlichkeit unter der Golden Gate Bridge hindurch. Ben strampelte in aller Ruhe der Straße vorwärts, die ihn, an der Schokoladenmanufaktur der Ghiradelli's vorbei, in den Maritime National Park führte. Hier lagen Mensch und Tier gemeinsam auf den Wiesen und genossen ein Picknick oder die wärmenden Sonnenstrahlen. Das ungezwungene Lachen der Leute auf ihren Decken und auf den Parkbänken mischte sich mit dem nervösen Hundegebell der Vierbeiner, die von ihren Herrchen ein Stöckchen-Wurf verlangten. Ben passierte Fort Mason sowie den City Yachthafen. Über die Mason Street und dem Marina Drive folgend, näherte er sich der Brücke. Wie immer, hielt er auf dem Parkplatz des Warming Hut Cafés. An anderen Samstagen gönnte er sich hier stets einen Espresso Macchiato. Heute aber verkniff er sich den Kaffee und genoss lediglich die Aussicht. Tief sog er die salzige Luft ein.

Die letzten vierhundert Meter des Marina Drive führten zur Brücke hinauf, die sich heute Mittag in einem nahezu glühenden Blutorangenrot, wie ein Etwas aus einer anderen Welt, vor ihm erhob. Zweieinhalb Kilometern maß *The Bridge* und ragte vom Wasser aus gigantische zweihundertdreißig Meter in die Höhe. Ben dachte daran, wie dieses 1937 fertiggestellte Bauwerk, das Erste war, was tausende von Immigranten zu sehen bekamen, wen sie nach monatelanger Schiffspassage in die Bay einfuhren und unter ihm hindurchsegelten. *Das Tor zur Freiheit!*

Das Knattern eines Helikopters riss ihn aus seinen Gedanken und erinnerte ihn an das Brummen eines wütenden Insekts. *Sind sie das? Greifen sie mich etwa aus der Luft an?* Ben erschrak. Er wusste nicht, wer ihm nach dem Leben trachtete, nur dass es jemand auf ihn abgesehen hatte. Und da sich diese Situation zuletzt zuspitzte, sah er für sich keine andere Möglichkeit mehr, außer dieser einen: Er würde sich von der Brücke zu stürzen. Nur

so bestand Hoffnung, Leib und Leben von Leuten zu retten, die ihm nahestanden.

Der Hubschrauber flog ratternd unter der Fahrbahnebene hindurch. Ben atmete auf, es handelte sich um einen dieser touristischen Rundflüge. Energisch strampelnd hielt er auf den ausgewiesenen Radweg zu. Positiv überrascht stellte er fest, heute waren trotz des perfekten Wetters, deutlich weniger Fußgänger und Radfahrer unterwegs, als an den anderen Samstagen. Er fuhr unter dem ersten Brückenpfeiler hindurch, der sich wie eine überdimensionale Himmelsleiter in den ultramarinblauen Himmel erhob. Unzählige Male war er mit dem Fahrrad oder Auto schon über die Brücke gefahren. Und jedes Mal überkam ihn das melancholische Gefühl von Sehnsucht, den legendären Scott-McKenzie-Song auf seinen Lippen: »If your're going to San Francisco, be sure to wear some flowers in your hair ...« *Das ist die Freiheit, die ich in meinem Leben stets gesucht habe*, stellte er wehmütig fest. *Denn jetzt habe ich sie gefunden und muss dafür mein Leben hergeben. Das ist unfair!*

Ohne Vorwarnung durchfuhr ihn ein Schmerz. *Traf mich gerade ein Blitz? Unsinn, es sind nur wenige Schönwetterwölkchen am Himmel.* Unvermittelt verlor er die Gewalt über seinen rechten Arm. Der Lenker strauchelte. Nur mit Mühe brachte er das Rad zum Stehen. Rasch stieg er aus dem Sattel und stellte beide Füße fest auf den Boden. Reflexartig ertastete seine linke Hand den Schmerzpunkt am Oberarm. Zwei Radfahrer, die hinter ihm fuhren, klingelten. Sie riefen ihm empört schmutzige Worte zu und zeigten mit aufragenden Mittelfingern, was sie von seiner Rolle als menschliches Verkehrshindernis hielten. Er nahm seine Hand vom Arm und sah Blut an ihr kleben. War er zuvor vollkommen Herr seiner Sinne gewesen, so kroch ihm jetzt die Angst in den geschwitzten Nacken.

Ein deutliches Ploppen ertönte, gefolgt von einem metallenen Schrillen am Lenker und einem Funkenschlag, wie er beim Schweißen entstand. Ben stieg vom Fahrrad und zerrte es hastig vom Radweg. Es fehlten nur wenige Meter bis zu der Markierung, die er vor Tagen ausgelotet hatte, um von dort in die Tiefe zu springen. Ein weiterer Schuss traf die Brüstung. Erste Schreie von Passanten gellten los. Er hielt auf das Geländer zu. Die Menschen stoben auseinander. Manche stießen mit anderen Fußgängern und Radfahrern zusammen, die deshalb auf die starkbefahrene Straße auswichen. Reifen quietschten. Fahrzeuge fuhren aufeinander auf. Blechschäden entstanden. Ein vielstimmiges Hupkonzert ertönte. Seine Verfolger stiegen aus einem weißen Transporter und ließen diesen auf der Fahrbahn stehen. Gemächlichen Schrittes hielten sie auf Ben zu, noch hing die Waffe der Hand nach unten. Gleich würden sie zielen und ihn umbringen. Und er wusste warum.

Mit den Recherchen zu seinem neuen Roman hatte er die Dose der Pandora geöffnet oder einen wütenden Geist freigesetzt. Und dieses Gespenst würde erst in seine

Zauberflasche zurückkehren, wenn er und alle Mitwisser, die von den Rechercheergebnissen und dem Skript Kenntnis besaßen, beseitigt wären. Glücklicherweise ließ sich die Zahl dieser Personen an einer Hand abzählen. Doch das wiederum wussten seine Verfolger nicht. *Vermutlich.*

Ein zweiter Vorbote des Todes traf ihn an der rechten Schulter. Der Aufprall wirbelte Ben herum. Panisch blickte er in beide Richtungen der Brücke, wissentlich, dass keine Hilfe kommen würde. In der Ferne hörte er zwar die ersten Sirenen der anrückenden Cops, doch bevor diese an Ort und Stelle einträfen, läge er längst von Kugeln durchsiebt auf dem Gehweg oder im kalten Wasser der Bay. Ein weiterer Schuss schlug auf dem roten Metall unmittelbar neben seinem Kopf ein. Heiße Metallsplitter schmolzen mit sengendem Schmerz auf Bens stets gebräunten Wangen. *Es ist so weit.* Mechanisch stieg er auf die Mittelstange des Fahrrads und zog sich am Geländer der Brücke hoch. Ein Fuß suchte auf dem Sattel halt, der andere trat in eine Zaunmasche. Dank seiner physischen Fitness, die er sich mit knapp über fünfzig durch konsequentes Training erhielt, gelang es ihm, trotz des Treffers am Oberarm, der maschenbewährten Brüstung hochzuklettern. In der Ferne lag die Skyline von San Francisco. Die längslaufenden, hügeligen Straßenzüge glänzten in der Sonne wie silberne Lavaströme. *Mein Gott, wie ich diese Aussicht liebe!*

Seine Verfolger kamen näher, zwei hünenhafte Gestalten in weißer Monteurkleidung. Das todbringende Ploppen aus dem Pistolenschalldämpfer würde gleich erneut und womöglich zum letzten Mal ertönen. Am stadtseitigen Ende der Brücke brausten mit blinkenden Signalleuchten Fahrzeuge des San Francisco Police Departments heran. Aus Richtung Sausalito kommend bahnte sich ein Wagen der US-Highway Patrol den Weg durch die Zivilfahrzeuge.

Eine Vibration erfasste die Brücke, was auch immer diese auslöste. Langsam schlossen seine Verfolger zu ihm auf, ohne ihn aus dem Blick zu lassen. Bens Augen schauten abwechselnd zu den Männern und hinab in die Tiefe. Seine Knie wackelten wie Pappeln im Wind. Regungslos verharrte er auf dem Geländer. Er atmete tief ein und aus und gab sich eine halbe Minute. Würde ein Wunder geschehen? Wohl kaum. Die beiden Kerle kamen näher. Er zählte auf zwanzig runter und wandte sich seinen Verfolgern zu, die daraufhin abrupt stehen blieben. Schweigend starrten sie Ben an. Noch fünfzehn Sekunden. Einer von ihnen packte sich ans Ohr, wartete einen Moment und nickte einem unsichtbaren Dritten zu. Acht Sekunden. Die Kerle sahen einander stummbleichend an ... sechs ... und hoben synchron die Pistolen. Fünf. Ben war klar, jetzt war der Augenblick gekommen, in dem sein letztes Stündlein schlug. Doch auf keinen Fall würde er sich erschießen lassen. Vier. Stumm

Christof Wolf / Todbringend

schickte er ein Stoßgebet gen Himmel. Drei. Ihm war bewusst, wenn er jetzt nicht sogleich spränge, würden sie ihn abknallen wie einen räudigen Schakal. Zwei. Zu spät. Bevor er sich umdrehen und springen konnte, trafen ihn zeitgleich zwei Schüsse in die Brust.

Eins.

Die Wucht der einschlagenden Projektile riss ihn herum.

Bens Finger verloren den Halt an der Brüstung.

Vornüber stürzte er in die todbringende Tiefe.

2 Koblenz

»Vielleicht weil ich im fast im neunten Monat s-c-h-w-a-n-g-e-r bin?« Josies Worte klangen anklagend und flehend zugleich. Ihre Beine strampelten in der Luft wie die eines dicken Käfers, der auf dem Rücken lag. Sie versuchte, sich in eine körperliche Position zu bringen, die es ihr erlaubte, vom Wohnzimmersofa aufzustehen. Sebastian grinste, was in dieser Situation ebenso so fahrlässig und lebensgefährlich war wie den Sicherungsring einer Handgranate zu ziehen. Die Augen seiner Lebensgefährtin funkelten ihn wütend an. Wenngleich sich ihre Wut im Moment mehr auf das unmögliche Unterfangen bezog, sich nicht aufrichten zu können, als auf die Nachricht, mit der ihr Liebster sie soeben konfrontiert hatte. »Jetzt glotz mich nicht so an wie ein Goldfisch im Glas«, herrschte sie ihn nicht wirklich böse gemeint an, während sie ihm die Hände entgegenstreckte. »Los, hilf mir auf!«

»Wie heißt das Zauberwort mit den beiden Buchstaben T?«, neckte Sebastian sie und trat gleichzeitig einen Schritt näher.

»Hilf mir, von diesem Scheißsofa aufzustehen – aber *flott!*«

»Siehst du, es geht doch«, antwortete er und nahm ihre Hand. Beide lachten über ihren Standardkalauer mit dem doppelten »T«. Nachdem Josie sicher auf den Füßen stand, und ihren voluminösen Körper ausbalanciert hatte, reckte sie sich und stützte, wie es allen Schwangeren gemein war, beide Hände von hinten in die Hüfte. »Boah, wenn dieses kleine Monster in den nächsten Wochen so weiterwächst, dann kann ich mich nur noch mit einer Schubkarre vorwärtsbewegen.« Sebastian reichte ihr ein Glas Wasser und nahm am Esstisch Platz. Er war gerade erst nach Hause gekommen und hatte auf dem Heimweg einen Stopp bei ihrem Lieblingsthai eingelegt, wo er das Abendessen abholte, das Josie zuvor telefonisch orderte. Während ihrer Schwangerschaft waren ihre Essensgelüste die waghalsigste Achterbahn gefahren, die kulinarischer Art vorstellbar war. Vor allem hatte es ihr die würzige Currywurst vom Imbiss am Eck angetan. Alle zwei Tage verspürte sie einen gierigen Appetit darauf, wohlwissentlich, dass dies nicht auf dem Speiseplan einer Hochschwangeren stehen sollte. Selbst im normalen, also im nichtschwangeren Leben verschmähte sie diese regelmäßig, wenn Sebastian mal wieder Lust auf Pommes und Wurst verspürte. Im Moment aber konnte sie diese beinahe täglich zu sich nehmen und im Anschluss, kaum dass sie das letzte Stück runtergeschluckt hatte, einen Löffel Erdbeereis

hinterherschoben. Auch Erdbeereis gehörte sonst nie zu ihren Favoriten. In diesen Tagen aber durfte das Eis bloß nicht ausgehen, da ansonsten eine mittlere Katastrophe die Schwangere in eine körperlich spürbare Lebenskrise führen konnte.

Heute aber hatte Josie ihnen beiden zur Vorspeise eine Tom Kah Gai Suppe bestellt. Zum Hauptgang gab es für Sebastian knusprige Entenbrust auf gemischtem Gemüse, während sie für sich selbst ein mildes rotes Thai-Curry orderte. Schon wieder Curry! Ihre Hebamme würde sie mit Schimpftiraden bedenken, würde sie davon erfahren. Selbst Sebastian hatte hinter ihrem Rücken ihre Frauenärztin kontaktiert, die daraufhin meinte solche würzigen Speisen seien zwar für eine Frau Ende achter Monat nicht optimal, aber in Maßen durchaus okay. Immerhin würden Thaufrauen während der Schwangerschaft ebenfalls solches Essen zu sich nehmen. Außerdem – und das wussten Sebastian und Josie – würde die werdende Mutter sich eh nach wenigen Löffeln der Hühnersuppe und einigen Gabeln von dem gewürzten Gemüse in Kokosmilch angeekelt abwenden und diesen Ekel mit einem Löffel Alnatura Haselnusscreme runterschlucken, bevor das Eis dran wäre.

»Wenn das mit euch beiden so weitergeht«, Sebastian zeigte dabei grinsend auf den Babybauch, »lohnt sich für uns eine Familienmitgliedschaft bei Greenpeace.« Josie sah ihn fragend an. »Na, von wegen rettet die Wale«, platzte aus ihm heraus. Ein Päckchen mit Holzstäbchen, das neben dem Löffel und den Tellern lag, flog in seine Richtung. »W-a-s?« Sie lachten. Josie schien zum Glück für einen Moment die Neuigkeit vergessen zu haben, die Sebastian ihr eben schonend beizubringen versuchte. Breitfüßig wie ein Königspinguin watschelte sie in die Küche. »Willst du ein Bierchen zum Essen?«

»Nein, ich zeige mich solidarisch mit dir und trinke Wasser?«

»Wer sagt denn, dass ich Wasser will. Aktuell ist mir eher nach kaltem Kakao.«

»Zur Hühnersuppe und zum Gemüsecurry?«

»Why not?« Sie kehrte mit einem großen Glas und ihrer bunten Lieblingstasse von Blond, die sie einst in Holland gekauft hatten, ins Wohnzimmer zurück. Sebastian rückte ihr den Stuhl zurecht, und sie nahm behäbig darauf Platz. Sie waren glücklich.

Seit nunmehr fünf Jahren lebten sie in ihrer Eigentumswohnung und gingen ihren Jobs nach. Josie unterrichtete bis zu ihrem Mutterschutz als Sport- und Deutschlehrerin an der örtlichen Realschule Plus, während Sebastian seinen Dienst als Hauptkommissar beim Koblenzer Polizeipräsidium, also quasi ebenfalls vor Ort, versah. Ihren durchaus vorhandenen Kinderwunsch hatten beide bislang hintangestellt, wie auch eine Hochzeit. Doch eine Magen-Darm-Grippe führte dazu, dass die Antibabypille, die Josie ohnehin nur

noch widerwillig schluckte, in einem entscheidenden Moment ihre Wirkung versagte. So stellte sich Wochen später erneut eine heftige Übelkeit ein, deren Ursache jedoch in dem in ihr heranwachsenden, zweibeinigen Wesen lag.

Josie erinnerte sich, wie sie in der Mittagspause zum Lehrerklo eilte. Ihre Regel war ausgeblieben, weshalb sie seit Tagen einen Verdacht hegte. Die ersehnte Gewissheit stellte sich Minuten später ein. Die wenigen Tropfen Urin, zauberten drei Bälkchen auf dem Minidisplay des Test-Sticks hervor und reichten aus, ihr Leben ab sofort und für immer zu verändern. Sie war schwanger. Sebastian und sie würden Eltern. Ein Schrei entfuhr ihr unkontrolliert, da sie sich alleine auf dem Damenklo wähnte. Doch Tina, eine fachverwandte Lehrerkollegin, die sich vor der Kabine die Hände wusch, bekam den Aufschrei mit. Besorgt hämmerte Tina gegen die Tür. Josie öffnete einen Augenblick später mit schamroten Wangen und einem breiten Grinsen im Gesicht. Ihre Kollegin erspähte sogleich das Testgerät in Josies zittrigen Fingern und der selbst zweifachen Mutter wurde bewusst, nun wäre sie an der Reihe, in wenigen Monaten die Schwangerschaftsvertretung für Josie zu übernehmen. Lachend fielen sie einander in die Arme.

Am selben Abend legte Josie Sebastian zwei geringelte Babysöckchen auf den Platzteller, was diesen völlig aus dem Häuschen brachte. Er bekam sich gar nicht ein, und sie hatte alle Mühe, den Vater in spe davon abzuhalten, sofort Eltern, Freunde und Bekannte anzurufen. Nachdem die anfänglich überschwängliche Euphorie abgeklungen war, vereinbarten sie, wie bei werdenden Eltern meist üblich, die Neuigkeit in den ersten drei Monaten für sich zu behalten. Erst als die Frauenärztin nach der Dreimonatsuntersuchung den Daumen hob und ihnen ein aktuelles Ultraschallbild überreichte, starteten sie ihre Verkündigungs-offensive. Alle freuten sich mit dem Paar, allen voran Sebastians Kollege Manfred Herbst und dessen Frau Sabine. Beide Männer kannten einander seit dem Vorbereitungsdienst an der Polizeihochschule und vom gemeinsamen Sport im Triathlon-Verein. Die Pärchen waren mittlerweile eng befreundet. Umso ungläubiger schauten sie drein, Manfred und Sabine übten sich bis dato ebenso in Stillschweigen, als sich herausstellte, beide Frauen waren im selben Monat schwanger.

»Das habt ihr ja fein hinbekommen!«, knurrte damals gespielt empört Kira Spielmann, die dritte Polizistin im Dreamteam. Bis zur Heirat zwischen Manfred und Sabine war sie über beide Ohren in den Kollegen verknallt gewesen. Selbst heute brach diese latente Schwärmerei immer wieder durch. Dabei konnte sich die junge, überaus attraktive Endzwanzigerin mit dem blonden Pferdeschwanz à la Judith Rakers und dem durchtrainierten Body einer Beachvolleyballerin die Kerle aussuchen. Wenn sie nur nicht so

verpeilt wäre und so kritisch mit sich und potenziellen Partnern umginge. Manchmal fand Manfred es durchaus schmeichelhaft, wenn Kira zwischendurch kurz zu vergessen schien, dass dieser längst einen Ring am Finger trug. »Ich steh‘ halt auf verheiratete Typen«, scherzte sie meist, sobald Manfred oder Sebastian sie auf diesen kleinen, aber feinen Umstand aufmerksam machten. Sie lachten darüber und selbst Sabine konnte mittlerweile mit der Tatsache gut umgehen. Sie wusste, Kira schwärmte bereits als Anwärtin für ihren Mann. Vor allem aber seit Manfred und Sebastian in ihrem ersten Fall mit ihr gemeinsam durch dick und dünn gegangen waren: Vor zwei Jahren musste das Trio den Mord an einer Studentin an der renommierten Weinberg-Filmakademie aufklären. Der Campus lag im Westerwälder Örtchen Hachenburg, somit im Zuständigkeitsbereich des Koblenzer Polizeipräsidiums. Das Tragische, im Laufe der Ermittlungen vor Ort entführten und missbrauchten die Täter Kira. Dies hinterließ seelische Narben, um die sich die beiden männlichen Kollegen seitdem liebevoll kümmerten. Diese eher väterliche Fürsorge ging dabei sogar so weit, dass Manfred freiwillig zur Kriminaltechnik ins K 17 wechselte. Das eröffnete Kira die Möglichkeit, nach dem Abschluss der Polizeihochschule den vakanten Posten in der Mordkommission zu übernehmen und fortan unter Sebastians Obhut und Leitung in dessen Einheit im K 11 zu arbeiten. Seitdem löste das aufeinander eingespielte Dreamteam erfolgreich einige Fälle. Eine dieser Untersuchungen führte sie im vorigen Jahr erneut in den Westerwald. Selbsternannte Heilsbringer trieben dort ihr Unwesen und versuchten, über eine äußerst krude Weltanschauung, eben diese Welt neu zu ordnen. Wann immer sie heute auf dieses Thema zu sprechen kamen, fehlte allen dreien die Vorstellungskraft, zu begreifen, wie leichtfertig die geheimbundähnliche Vereinigung der Akolythen Christi mit der Hoffnung und dem Leben sterbenskranker Menschen umgegangen war. Das Schlimmste an der Sache war, die Ermittler hoben mit dem Bundeskriminalamt zwar einen deutschlandweit agierenden Zweig aus, doch gab es Berichten des BKA zufolge weltweit eine Vielzahl von Ablegern dieser Organisation. Versteckte Keimzellen, die nur darauf hinarbeiteten, ihren Heilsbringer endlich an die Macht zu bringen.

Sebastian nahm einen Löffel und schlürfte in typisch asiatischer Manier seine Tom Kah Gai Suppe. Sie liebten Thai-Food. Vor allem weil Thais in den schmackhaften Gerichten weder Geschmacksverstärker noch Glutamat verarbeiten. Auf beides reagierte Josie hochgradig allergisch. Sie ließen es sich schmecken, und die Nachricht, die Sebastian seiner hochschwangeren Lebensgefährtin vorhin vorsichtig eröffnete, schien kurz in Vergessenheit zu geraten. Nachdem Josie ihre Vorspeise aufgegessen hatte, erinnerte sie

sich an die Botschaft ihres Partners. »So, ich habe jetzt meine Brühe ausgelöffelt, noch einmal von vorne: Was hat der Gregor dir da wieder eingebrockt?« Kriminalrat Gregor Schneider war Sebastians direkter Vorgesetzter. Und dieser hatte ihm heute, kurz vor Feierabend, eröffnet, Sebastian müsse morgen mit Manfred eine Dienstreise antreten.

»Nun«, startete er zögerlich und legte den Löffel zur Seite. »Gregor bat Manfred und mich vorhin zu sich ins Office und meinte, wir würden doch diesen Autor und ehemaligen Akademieleiter aus Hachenburg kennen.«

»Diesen Ben Michels? Ich entsinne mich an den Namen. Vor zwei Jahren habt ihr den Mordfall an der Akademie aufgeklärt, wo er in der Leitung saß. Und dann haben wir den zufällig einmal in der Koblenzer Innenstadt getroffen. Du hast mich ihm vorgestellt. Kann mich gut an dessen Aussehen erinnern. Er ähnelt diesem Actionsschauspieler ... diesem -«

»Bruce Willis?«

»Nein, obwohl ... aber nein. Ich meine den, der bei *The Mechanic* und *Transporter* die Hauptrolle spielt. Dieser Jason-«

»Jason Statham. Ja, du hast recht, die beiden sehen sich ähnlich, oder besser *sahen!*«

»Wie jetzt? Soll das etwa heißen, der ...«

»Ja. Deshalb hat Gregor Manfred und mich eben zu sich gebeten.«

»Er ist tot? Das ist ja furchtbar!« Josie legte eine Pause ein, um kurz darauf fortzusetzen: »Ach so, ihr sollt wieder in den Westerwald. Nun, das ist ja nicht wirklich schlimm. Ich dachte eben, als du so vorsichtig erwähntest, du gingest morgen auf Dienstreise, du müsstest richtig weit weg. Hörte sich von der Farbe deiner Stimme fast so an, als würdest du nach Afrika fliegen. Aber Hachenburg, liegt zwar auch im Urwald, damit komme ich klar.« Josie atmete erleichtert auf und schnappte sich den kantigen Pappkarton mit den kleinen Drahtenkeln. Sie öffnete ihn und lud sich begierig einige Löffel des Gemüsecurrys auf den Teller. Gierig nahm sie einen kräftigen Schluck Kakao und stopfte die beladene Gabel in den Mund. Sebastian bekam nur vom Zusehen Sodbrennen. Er selbst ließ seine Portion Ente knusprig unangetastet. Ihm war bewusst, das, was er Josie jetzt beichten würde, würde ihr schlagartig den Appetit verderben. Daher hielt er einen Moment inne und gönnte seinem Schatz die kleine kulinarische Orgie. »Hast du keinen Hunger?«, brachte sie mit halbvollem Mund hervor. Skeptisch dreinblickend stellte sie das Kauen ein. »Da ist noch etwas. Stimmt's?« Sebastian nickte stumm. Bevor er pflichtschuldig antwortete, trank er einen Schluck Wasser und holte kräftig Luft. Josie beobachtete ihn. Sie beschlich das unguete Gefühl, wonach ihr eine Hiobsbotschaft bevorstand. Wie in Zeitlupe legte sie ihre Gabel beiseite und wischte sich den Mund mit der mitgelieferten schmucklosen, weißen

Papierserviette ab. »Raus mit der Sprache. Er ist tot, das reimte ich mir selbst zusammen. Aber ich ahne, es ist nicht der Westerwald, in den du mit Manfred fährst. Jetzt sag' es, wohin fahrt ihr morgen?« Sie nahm die Blond-Tasse mit dem Kakao zur Hand.

»Wir fliegen.«

»Ihr ... was?«

»Manfred und ich steigen morgen in ein Flugzeug.« Pause. »Das bringt uns von Frankfurt nach San Francisco.« Josie riss die Augen auf und schluckte dreimal so heftig, als zwängte sich ein dicker Klos durch die viel zu enge Speiseröhre. Die bunte Tasse aus Holland knallte auf den Esstisch und zerbarst in unzählige Porzellansplitter. Der Kakao ergoss sich auf Tisch und Teller, wo er sich mit dem Gemüsecurry in eine unansehnliche Masse vermischte.

3

**Lufthansa A380
Flug FRA – SFO**

»Darf ich Sie bitten, sich nun auch anzuschnallen und das Smartphone endlich auszuschalten!« Die großgewachsene, blonde Stewardess mit dem streng nach hinten gebundenem Pferdeschwanz baute sich vor Sebastian auf und ließ keinen Zweifel daran, dass sie so lange neben ihm stehenbleiben würde, bis dieser sein Gerät zumindest auf Flugmodus umgestellt hatte. Zumal dies schon die zweite Aufforderung war, seitdem die Chef-Purserette vor einigen Minuten ihre singsangartige Durchsage für alle Passagiere abgesetzt hatte und die Stewardessen prüfend durch die Reihen gegangen waren.

»Ja, Schatz, ja ... ja, ich rufe gleich an, wenn wir gelandet sind. Ja, ... ja, ich passe auf.« Sebastian versuchte Josie zu beruhigen, während die junge Frau in Uniform mit verschränkten Armen vor ihm stehen blieb und übertrieben die Augen rollte. »Ich dich auch – und pass' auf unser Kleines in deinem Bauch auf.« Kaum hatte er dies gesagt, entspannte sich das Gesicht der Stewardess, und sie gab ihm mit stummen Zeichen zu verstehen, er solle sich kurzfassen und zum Ende kommen. Nun schien sie die Notwendigkeit des Telefonats nachvollziehen zu können. Ein werdender Vater verabschiedete sich ausgiebig von der Mutter seines künftigen Kindes, und so honorierte sie es im Geiste, der Mann vor ihr machte sich - anders als ihr Gatte damals – zumindest Gedanken um die Schwangere zu Hause.

Manfred und Sabine telefonierten bereits im Gate miteinander. Sabine sah der Situation, in den nächsten Wochen ein Kind zur Welt zu bringen, deutlich entspannter entgegen.

Sebastian steckte in einer auffälligen Bewegung sein Smartphone weg und legte den Gurt an, was die Stewardess mir einem gestreckten Daumen positiv goutierte. Manfred brachte einen tiefen Seufzer hervor: »Denke, nach diesem Flug in der Economy Plus werde ich nie wieder Bretterklasse fliegen wollen.« Sein Partner nickte zustimmend. »Was ein Glück, dass die Touristenklasse ausgebucht und Gregor dadurch gezwungen worden war, seine Unterschrift für dieses Upgrade zu leisten.«

»Noch besser wäre natürlich die Businessclass im oberen Deck der Maschine gewesen – aber man kann nicht alles haben.« Die beiden lachten und lauschten der Durchsage des

ersten Offiziers. Dieser meldete sich aus dem Cockpit und versprach einen recht angenehmen Flug mit einer Dauer von zehn Stunden dreißig. Ein kleiner Ruck schüttelte den Flieger. Manfred, der bei der Zweierbestuhlung den Fensterplatz innehatte, sah, wie das Flugzeug zurückgeschoben wurde und nach einem kurzen Stopp unter dem Aufheulen der Triebwerke langsam vorwärts rollte. »Startbahn West«, wiederholte Sebastian, was zuvor der Flugverantwortliche im Cockpit mitgeteilt hatte. »Na, bis dahin fahren wir gut zehn Minuten.« Manfred besah sich derweil das geschäftige Treiben auf dem Rollfeld und im Vorfeldbereich, wo ein für Laien undurchschaubares Gewusel an Fahrzeugen und Flugzeugen herrschte.

An der Rollbahn angekommen erhöhten die vier Turbinen der doppelstöckigen Maschine ihren Schub. Mit einem monotonen Surren brachten sie den Koloss auf Startgeschwindigkeit. Sanft und majestätisch hob der A380 die Nase und stieg wie an einer Schnur gezogen in einen wolkenbehängenen Himmel hinauf. Es dauerte nicht lange und die Reishöhe wurde erreicht. Der Kapitän löschte die Anschnallzeichen über ihren Köpfen. In der Bordküche vor ihnen nahm die Crew die Vorbereitungen für den Service auf. Die beiden Polizisten bestaunten derweil das Entertainmentprogramm. »Boah«, meinte Manfred, »ich werde es kaum schaffen, all meine Wunschfilme anzuschauen.« Sebastian nickte und riss die Tüte mit dem eingeschweißten Kopfhörer auf. Bevor sie sich ihrem individuellen Filmangebot widmeten, sprachen sie über die bevorstehenden drei Tage in San Francisco.

»Hast du von Gregor genauere Instruktionen erhalten?«

»Was heißt hier genauer, Manfred. Der Boss meinte, wir sollen die Leiche von Ben Michels identifizieren und nach Deutschland überführen, da dieser ein deutscher Staatsbürger gewesen sei.«

»Gut, das ist exakt dieselbe Information, die ich vom Alten bekommen habe. Dann lassen wir uns mal überraschen, was da auf uns zukommt. Die Kollegen vom SFPD werden uns schon an die Hand nehmen.«

»Ja, ein Detective Buchanan erwartet uns am Flughafen und bringt uns ins Hotel. Übrigens ins Hilton am Union Square.« Manfred nickte anerkennend den Kopf, während Sebastian ihm begeistert erzählte, dass Josie und er im letzten Jahr dort nächtigten. Sie waren durch Kalifornien gereist und verbrachten unter anderem drei Tage in Frisco. »Über Booking Secrets haben wir nur die Hälfte des ursprünglichen Preises gezahlt. Und wir blieben das Wochenende dort, was deutlich günstiger ist. In der Woche zahlen die Firmen für ihre Businessleute nahezu jeden Preis. Freue mich, das Haus liegt echt zentral und wir können mit der Cablecar fahren.« Die Vorbereitungen in der Bordküche schienen

abgeschlossen zu sein, der blaue Vorhang wurde zur Seite geschoben und der Service-Trolley mit Getränken on top erschien im Gang. In Kürze würde der Service beginnen. Bis es so weit war, tippte Manfred auf dem Touchdisplay herum und verschaffte sich einen Überblick über die Entertainmentmöglichkeiten. Sebastian suchte derweil nach der für ihn komfortabelsten Sitzeinstellung. Bei seiner Größe von eins neunzig kamen ihm Sitze der Premiumklasse gelegener als die in der Economy. Die hier waren nicht nur breiter und ließen sich, was die Rückenlehne betraf, weiter zurückfahren, sondern sie boten vor allem mehr Beinfreiheit, was sich auf dem Langstreckenflug für ihn auszahlte. Eine Stewardess bewegte sich rückwärts in das Flugabteil und zog den Servierwagen, auf dem Flaschen aneinander klirrten, hinter sich her. Eine Kollegin schloss alsbald zu ihr auf und sie servierten Kaltgetränke mit einem Tütchen Salzbrezeln. Manfred schaute aus dem Fenster und sah, wie sie die nordholländische Küste überflogen und es auf den Ärmelkanal hinausging. Gerade klappte Sebastian den Tisch aus, als eine freundlich klingende Stimme zu ihnen sprach: »Herr Bergheim, Herr Herbst, freue mich, Sie an Bord begrüßen zu dürfen.« Die Frau stand in der freien Reihe hinter ihnen, sodass sie diese nicht sehen konnten. Auf gleicher Höhe zu ihr hielt die Stewardess mit dem Trolley und fragte den Passagier auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs nach dessen Getränkewunsch. Manfred löste seinen Gurt und drehte sich um. Sogleich erkannte er die Frau: Marineblaues Business-Outfit. Gepflegte Erscheinung von Kopf bis – da war er sich sicher – zu den Fußnägeln.

»Ach, hallo!«, erwiderte er verduzt, was Sebastian dazu veranlasste, sich ebenfalls umzudrehen. Überrascht identifizierte auch er die Person.

»S-i-e?«

4

Shanghai (China)

Der Tag begann wie jeder andere. Zhù Ning Tian verließ sein Luxusapartment im Fairmont Peace Hotel am frühen Morgen. Die Limousine wartete vor dem geschichtsträchtigen, 1926 von der britischen Kaufmannsdynastie der Sassoons gebauten Gebäude am Anfang der Nanjing Road. Der Apartmentkomplex des Fünf-Sterne-Hauses stand in erster Reihe mit zahlreichen mondänen, sandsteinfarbenen Bauten aus der Anfangszeit des vorigen Jahrhunderts am Bund, der westlichen Uferpromenade des Huangpu Flusses. Ning Tians zweistöckiges Penthouse lag im obersten Stockwerk und maß zweihundertfünzig im Geviert, zuzüglich einer an die einhundert Quadratmeter großen Terrasse, mit einem der schönsten Ausblicke auf die futuristische Skyline von Pudong. Pudong, auf der anderen Seite des Flusses, galt als das Aushängeschild und der Inbegriff von Chinas prosperierender Wirtschaft. Sein Büro befand sich dort in einem der beeindruckenden Wolkenkratzer und der Fahrer fuhr ihn, den Tunnel unter dem Strom nehmend, zu seinem fünfzehn Stunden Arbeitstag.

»Die Vergangenheit«, sagten die Chinesen, »liegt in Xian«, in dem Ort, der aufgrund der vor Jahrzehnten ausgegrabenen Grabanlage des Kaisers Qin, mitsamt der sagenhaften tönernen Armee, zu Weltruhm gelangte. »Die Gegenwart gehört Peking« der Hauptstadt. Dort saß die Regierung und legte die Marschrichtung für die aufstrebende Nation fest, dort spielte die Musik. »Die Zukunft«, so die allgemeine Meinung, wie die von Ning Tian, »ist Shanghai!« Die Metropole im Süden des gigantischen Landes entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten zu einer Megacity von deutlich über zwanzig Millionen Einwohnern. Schenkte man den Offiziellen Glauben, und Ning Tian tat dies, dann entstünde bis zum Jahr 2030 in dem Areal zwischen Shanghai und Hangzhou eine Metropolis mit einhundert Millionen Menschen. Der erfolgreiche Chinese vertraute seiner Staatsführung und nahm ihnen ihre Parolen ab. Abends stand er regelmäßig mit einem Drink in der Hand auf der Penthouse-Terrasse, genoss den Blick über den Fluss und besah sich den unaufhaltsamen Fortschritt. Mittlerweile stellte Shanghai alle Citys, ob in China und der westlichen oder gar in der arabischen Welt, in den Schatten. Mehrmals im Jahr flog er nach New York oder San Francisco. Die altbackenen Hochhäuser und maroden U-Bahnen, die er dort zu sehen

bekam, zeigten ihm, wie weit seine Heimat in puncto Technik, Infrastruktur und Architektur den vermeintlich »führenden Nationen dieser Welt« überlegen war. Besah er sich die allabendliche Illumination der Wolkenkratzer in seiner Stadt, lehnte er sich entspannt zurück und fühlte sich darin bestärkt: Shanghai gehörte die Zukunft. Die Fronten der futuristischen Hochhausgiganten leuchteten mit vollflächigen LED-Installationen und zeigten abends Werbespots. Beides bildete einen Teil seines Geschäftserfolgs. Eine seiner Firmen stellte die Technik her, eine weitere beschäftigte sich mit der Vermarktung der Flächen.

Erst gestern Abend zog es ihn wieder an den Bund hinaus. Begeistert von der Szenerie ließ er sich, wie so häufig, mit den Massen an Touristen treiben. Zwischen den Menschen aus aller Welt und den fliegenden Händlern, die trotz eines städtischen Verbots versuchten, Billigware und Touristenkitsch an die Leute zu bringen, hielt er stets inne und spürte in sich stets aufs Neue die Begeisterung für seine Stadt. Ja, er empfand jedes Mal das Hochgefühl, ein Teil von ihr zu sein. Das war nicht immer so: Seine Eltern stammten vom Land, aus der Provinz Hunan. Sie waren einst nach Shanghai gegangen, wo sein Vater Aang sich den Traum vom Fliegen erfüllen wollte. Wie seine zwei Jahre ältere Schwester Jiao, so wurde er in diesem Moloch geboren. Sie nannten ihn Ning Tian. Friedlicher Himmel. Ein passender Name für den Sohn eines angehenden Piloten. Zunächst lebten sie in ärmlichen Verhältnissen in der French Concession. Sie bewohnten eins der typischen kleinen Backsteinhäuschen aus den 1920er, in dem es kein fließendes Wasser geschweige eine Toilettenspülung gab. Die Häuser standen dicht beisammen und bildeten somit enge Gassen. Eine Mauer schottete sie von den Hauptstraßen ab, und man betrat das Lilong, das Viertel, durch ein Tor, dem sogenannten Shikumen. Bis zur Anstellung bei Air China wohnte die Familie Zhù in dem Lilong. Die Kinder träumten von dem Tag, an dem sie ein letztes Mal durch das Shikumen gehen und die Alte Welt hinter sich lassen würden. Bis zur Festanstellung bei Air China dauerte zwar ein paar Jahre, doch dann reichte das Pilotengehalt. Sie zogen in einen der modernen Apartmentkomplexe, die wie die Pilze aus der Erde schossen. Fließendes Wasser und Fernsehen. Vor allem aber mit Klimaanlage für den Sommer und ohne Kohleschleppen in der kalten Saison sowie kein, im wahrsten Sinne des Wortes, beschissenes öffentliches Klosett mehr. Warmwasser kam einfach so aus der Leitung, wann immer man es wollte und ohne zuvor einen Kessel auf den Kohleherd stellen zu müssen.

Während die Geschwister seit dieser Zeit ein glückliches Leben verlebt, kämpfte ihre Mutter, neben der Tatsache, dass ihr Mann beruflich bedingt überwiegend abwesend war, mit dem Verlust der Nachbarschaftsgemeinschaft im Lilong. Gleichwohl lernte sie, sich damit

zu arrangieren, vor allem, weil sie sah, ihre Kinder blühten mit jedem Tag auf.

Ning Tian war heilfroh, dem Lilong entkommen zu sein. Mit Genugtuung erlebte er mit, wie diese alten Behausungen allmählich unter den Schaufeln von Abrissbaggern verschwanden oder zu kleinen Luxusanlagen saniert wurden. Vor Jahren investierte er selbst in ein solches Projekt und legte, mit dem üppigen Ertrag aus dem Verkauf der Immobilien, den Grundstock für sein heutiges Vermögen. Seiner Meinung nach verdiente es sein hartarbeitendes Volk, dass jeder Leistungsträger in einem modernen Apartmentblock wohnen darf. Das war Ansporn für alle sich für das Land einzusetzen und brachte China gleichzeitig weiter. Dass die Stadtverwaltung manch einen Bürger zu seinem Glück zwang, weil der Lilong einem Zukunftsprojekt weichen musste, so *what*. Beim Sprung in eine neue Zeit hatten alle mitzuspringen. Der Staat durfte es sich nicht leisten auf Einzelschicksale Rücksicht zu nehmen. Ning Tian wusste, wovon er sprach. Bis vor wenigen Jahren zählte er selbst zu den städtischen Beamten, die diese Zwangsumsiedelungen im Auftrag des Gemeinwohls durchsetzten und den Widerstand wehrhafter Nachbarschaften brachen. Einmal in der Woche marschierte er mit erhobenem Haupt durch die Gassen der Lilongs. Begleitet wurde er damals von einem Lakaien, der einen Eimer mit Kleister und einen Quast bei sich trug. Gemeinsam suchten sie die Adressen auf und markierten die Haustüren, die nicht selten nahezu einhundert Jahre alt waren und seit dem Bau des Viertels nie wieder aus den Angeln gehoben worden waren. Während der Gehilfe mit dem Pinsel den Türrahmen mit Tapetenkleister einschmierte, waltete Ning Tian im Anschluss seines Amtes und pappte die amtliche Verfügung auf die Zarge. Auf dieser standen die Namen der Bewohner, der Tag der Räumung und die Umsiedlungsadresse. Natürlich war ihm damals bewusst, die Menschen, die fünfzig Jahre oder länger nebeneinander lebten und alles miteinander teilten, wurden um ihr soziales Netzwerk beraubt. Gerade für die Alten bedeutete die Verpflanzung in anonyme Wohnsilos oftmals, dass sie Nachbarn, Freunde und Bekannte nie mehr wiedersahen. Die jüngere Generation freute sich hingegen, denn endlich kamen auch sie im einundzwanzigsten Jahrhundert an. Das eigene Bad und eine Heizung im Winter, ließen rasch verschmerzen, nicht mehr unmittelbar neben Min Zhù, He Shi oder She Bao zu leben. Sie trafen sich ohnehin bereits via Internet in einer virtuellen Realität. Mit Facetime war es völlig egal, wohin es die Freunde verschlug. Wollten sie sich in der realen Welt treffen, brachten sie die hypermoderne U-Bahn, deren Netz jährlich um zig Linien ausgebaut wurde, oder eines der erschwinglich Privattaxen überall hin. Nichts sprach dagegen, sich im Xintiandi auf einen Cappuccino oder auf der Nanjing Lu zum Shoppen zu verabreden. Wohlhabendere trafen sich in einer der sündhaft teuren Roof-Top-Bars oder in einem der

Fancy-Restaurants in den mondänen Sandsteingebäuden am Bund. Noch Betuchtere luden einander zum Spezialitätenessen nach Hause ein, wo ein eigens engagierter Show-Koch samt Cateringteam sämtliche Köstlichkeiten zauberte, die sich die erlauchten Gäste wünschten. Zu dieser Gruppe gehörte Ning Tian. Geld spielte für ihn heutzutage absolut keine Rolle mehr – davon besaß er in schier unendlicher Fülle.

Mit den seinerzeit hochspekulativen Branchenpapieren, von Unternehmen der Solartechnik bis hin zur Elektromobilität, verdiente er in den letzten Jahren zig Millionen – Dollar wohlgemerkt. Mit seiner instinktiven Vision auf Shanghais Straßen führen eines Tages nur mit alternativen Energien betriebene Fahrzeuge, lag er goldrichtig. Was sich zunächst mit dem Verbot der knatternden Motorroller ankündigte, führte zu gasbetriebenen Taxen und zuletzt zu Strombussen. Mehr als zwanzig Prozent der privaten Autos, die auf dem schallschluckenden Bitumen der Shanghaier Straßen fuhren, meinst Premiummarken mit Oberklasseausstattung, speisten ihre Batterien aus der Steckdose. Tendenz steigend. So investierte er in Papiere von Energieversorgern, und es brauchte nur wenige Monate, bis sich der Einsatz von zehn Millionen Dollar verdoppelte.

Ning Tian hatte es geschafft. Und würde man ihn heute fragen, wie er sich selbst sähe, er würde bescheiden behaupten, er sei ein gemachter Mann. Lediglich das mit dem Heiraten und der Familiengründung wollte ihm nicht gelingen. In Kürze würde er vierzig. Physisch hielt er sich topfit. Mit seiner für einen Chinesen überdurchschnittlichen Größe von eins fünfundachtzig stach er häufig aus der Masse hervor. Unterstrichen wurde seine attraktive Erscheinung um ein gepflegtes Aussehen, was sich in Form eines perfekten Kurzhaarschnitts mit akkuratem Scheitel ausdrückte sowie auf die wöchentlichen Hausbesuche einer Kosmetikerin zurückführen ließ. Sein feiner Geschmack und der wohlsortierte Kleiderschrank mit Maßanzügen in zig verschiedenen Blautönen und Designerklamotten aus aller Welt, die er gerne in seiner Freizeit trug, machten ihn zu einem echten Hingucker. Gleichwohl wollte es bei ihm mit der großen Liebe nicht funktionieren. Regelmäßig lernte er Frauen kennen, die sich in ihn verliebten, in die Person und in seine Großzügigkeit. Allerdings ließ sein Interesse an den Damen meist rasch nach und der Beziehung entfleuchte allmählich die Luft wie bei einem lecken Ballon. So blieben nur zwei, drei gute Freundinnen, die ihm auf ähnliche Weise begegnet waren, aber von denen er nicht lassen wollte. Sie verblieben in seinem Leben. Er wusste, er konnte sie bei Tag und Nacht anrufen und sie wären jederzeit bereit, ihn auf eines der zahlreichen gesellschaftlichen Events zu begleiten und, wenn er es wünschte, anschließend bei ihm im Apartment zu übernachten. Friends with Benefits. Ja, Gefährtinnen, die seine Aufmerksamkeit und den

Christof Wolf / Todbringend

Sex mit ihm genossen, sich aber am Tag drauf ohne weitere Fragen zu stellen, wieder in ihre eigene Welt zurückzogen.

Der Tag verlief wie erwartet. Er eilte von einem Meeting zum anderen. Stress pur. Einziges Highlight bildete das Treffen mit Kunlin, einem guten Freund. Dieser war ein landesweit bekannter Schauspieler und erfolgreicher Filmproduzent. Sie kannten einander seit Kindheitstagen. Ning Tian unterstützte die Projekte seines Kumpels aus Schulzeiten gerne mit einer Finanzspritze, was sich bislang stets für beide Seiten auszahlte. Heute trafen sie sich zum Lunch im Jin-Mao-Tower, einem, aus Ning Tian Sicht, der schönsten Wolkenkratzer in Pudong. Sie aßen im zweiundfünfzigsten Stockwerk, in dem sich ein Luxushotel der Hyatt-Gruppe befand. Er kehrte dort regelmäßig ein und genoss, neben der ausgezeichneten Küche, die atemberaubende Aussicht auf den Bund und auf den Pearl Tower. Dieser kam wie die Replik einer retro-futuristischen Rakete aus einem dieser alten Flash-Gordon-Filme daher, wo Raumschiffattrappen an Bindfäden befestigt durch handgemalte Weltraumszenen schwebten.

Im Anschluss an das Essen kehrte Ning Tian in sein Office zurück, das sich im achtundachtzigsten Stock des zweithöchsten Gebäudes der Welt befand, dem Shanghai-Tower. Sein Büro war puristisch eingerichtet. Auf dem dunkelbraunen Fußboden aus hochwertigem Tropenholz stand lediglich ein Glasschreibtisch mit einem Apple-Computer. An einer Wand hing ein riesiger Flatscreen. Ein Nachrichtensender war eingestellt. Im unteren Bildrand lief ein Ticker mit Kursen von den Börsen dieser Welt. Der Ausblick war gigantisch. Häufig saß er einfach nur da und starrte minutenlang auf die Skyline hinaus. Und jedes Mal überkam ihn ein Gefühl von Stolz und Dankbarkeit.

Heute aber mischte sich erneut Trauer darunter, da sein Vater seinen Geburtstag gefeiert hätte, wären er und seine Ma nicht vor anderthalb Jahren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Pa hatte seiner Frau Shixin einen langgehegten Wunsch erfüllt und lud sie kurzerhand dazu ein, ihn auf einem Flug in die Provinz Hunan zu begleiten, wo sie beide einst aufgewachsen waren. Shixin sprach häufig davon, wieder einmal den Himmelsberg zu besuchen. Der Tianmen Shan, in dessen Mitte ein riesiges Loch, das Himmelstor, klappte, befand sich nahe der Stadt Zhangjiajie. Shixin entstammte einem Dorf keine Stunde Autofahrt vom Airport entfernt. Seit Kindestagen war sie mit ihren Eltern mindestens einmal im Jahr zu dem Tempel auf dem Hochplateau des Tianmen gepilgert. Während einer dieser Ausflüge lernten Shixins und Aangs Eltern einander kennen und beschlossen, es sei eine gute Idee, den Teenager Shixin mit dem Sohn der Familie Zhù zu verheiraten. Dieser war im

Christof Wolf / Todbringend

Begriff nach Shanghai zu ziehen, um dort eine Pilotenausbildung zu beginnen. Ein halbes Jahr später heirateten die beiden und Shixin, deren Name die Tapfere bedeutete, blieb nichts anderes übrig, ihren Gatten in die Großstadt zu begleiten. In einem der Shikumen-Häuser kamen dann zunächst die Tochter Jiao und zwei Jahre später ihr Sohn zur Welt, den sie in Erinnerung an den Himmelsberg und den Beruf des Vaters, friedlicher Himmel, Ning Tian, nannten.

Der Absturz ereignete sich auf dem Rückflug. Der Flieger mit seinen Eltern an Bord zerschellte kurz nach dem Start an einem Bergmassiv. Der Aufschlag auf dem Felsen und die Explosion des getankten Kerosins pulverisierten die Maschine nahezu, weshalb ihre Leichen nie geborgen wurden. Plötzlich waren sie einfach so aus seinem Leben verschwunden. Ausradiert. Wie Jiao, seine ältere Schwester, die ein weiteres Jahr zuvor an Krebs verstarb. Obwohl er sie in die beste Klinik des Landes hatte einweisen lassen und sie mit den modernsten Mitteln und von den qualifiziertesten Ärzten behandeln ließ, die für Geld zu haben waren, starb sie ihm unter den Armen weg. Zurück blieb ihr Sohn, der den Namen seines Großvaters trug. Sein Vater hatte den Tod seiner Tochter Jiao nie verwinden können. Daher beschlich Ning Tian, als er erfuhr, sein Pa war der diensthabende Captain auf der Unglücksmaschine, sogleich der Verdacht, dieser könne die Maschine bewusst zum Absturz gebracht haben. Wenige Tage später bestätigten die Ergebnisse zur Auswertung des Flugschreibers seine Annahme.

Sein Neffe Aang lebte bereits seit dem Krebstod Jiaos bei der Schwester seines ebenfalls längst verstorbenen Vaters, einem US-Amerikaner, in den Staaten. Aang wuchs zweisprachig auf, damit er Wurzeln in beiden Kulturen sein Eigen nennen konnte. Allerdings setzten sich die amerikanischen Gene mehr durch, je länger der Junge in San Francisco lebte, wo er zunächst eine Highschool besuchte und aufgrund seiner Begabung frühzeitig auf ein College mit Internat wechselte. Die Wochenenden verbrachte er meist mit seiner Tante Naomi.

Wehmütig betrachtete Ning Tian die Fotos der Verstorbenen auf dem schmalen, gläsernen Sideboard neben dem Schreibtisch. Jährlich schienen Aufnahmen hinzukommen – von Menschen, die aus seinem realen Leben verschwanden.

Zum Glück blieb ihm Aang. Er würde alles dafür geben, dass es dem Jungen an nichts fehlte und er die beste Ausbildung bekäme. Zielstrebig wie sein Neffe war, würde er zunächst den Collegeabschluss machen und im Anschluss sogleich ein Masterstudium in Informationstechnologie an einer der Eliteuniversitäten des Landes dranhängen.

»Ich möchte die Welt verbessern und mindestens so erfolgreich werden wie du, Jiùfù!«,

strotzte Aang bei ihrer letzten Begegnung vor Selbstbewusstsein, wobei Jiùfù *Onkel mütterlicherseits* bedeutete. Ning Tian besuchte den Jungen häufiger im Jahr, nicht nur zum chinesischen Neujahrsfest und Geburtstag im Mai. Bei diesen Gelegenheiten traf er sich auch mit einem seiner langjährigen Freunde, der vor einigen Monaten seinen Wohnsitz nach San Francisco verlegt hatte. Er stammte aus Deutschland und war Autor. Eins seiner Bücher war von keinem geringeren als dem Oscarpreisträger Steven Weinberg verfilmt worden, was Ben neben einem gewissen Bekanntheitsgrad einen erklecklichen Wohlstand einbrachte, wengleich sich dieser in keiner Weise mit Ning Tians Vermögen messen ließ.

Sie lernten einander vor mehr als fünfzehn Jahren über seine Schwester Jiao kennen. Beide flogen von Shanghai nach Frankfurt, und Ben saß zufälligerweise neben der Hochschwangeren, die sich auf dem Weg in die Staaten befand. Statt den Privatjet ihres Bruders zu nutzen, hatte sie sich eine Umsteigeverbindung mit der Lufthansa über Europa gebucht. Da Jiao als Übersetzerin für einen internationalen Konzern arbeitete, sprach sie fließend Englisch und exzellent Deutsch. Beide Passagiere vertieften sich ins Gespräch, bis bei Jiao mit einem Mal die Wehen einsetzten. Ihr Sitznachbar reagierte prompt und organisierte eine Durchsage. Tatsächlich war ein Gynäkologe an Bord. Die Crew bereitete in der oberen Etage der Boeing 747-400 alles vor, damit die Chinesin dort, vor den Blicken der anderen Passagiere geschützt, gebären konnte. »Bleiben Sie bei mir und lassen Sie mich nicht im Stich!«, bat Jiao damals den Deutschen, der ihr diesen Wunsch nicht abschlug und ihr die Hand hielt, bis Aang geboren wurde.

Michels kümmerte sich auch bei dem zwangsweise in Deutschland eingelegten Zwischenstopp um Mutter und Kind, wodurch sich zwischen allen Beteiligten das Band einer innigen Verbundenheit knüpfte. So nahm Ben später mit Freuden das Angebot an, Patenonkel des Jungen zu werden. Und nachdem Ning Tian mit dem eigenen Jet nach Frankfurt geflogen kam, schlossen der Chinese und der deutsche Autor eine Freundschaft, die sie seit Bens Umzug nach San Francisco vor einem Jahr, noch intensiver pflegten.

Das Telefon klingelte. Ning Tians Assistentin Juan, eine Mittdreißigerin, deren Name sich mit *anmutig* übersetzen ließ, kündigte ihm ein Gespräch aus den Staaten an. Wer der Anrufenden sei, habe sie trotz Nachfragens nicht verstanden. Was sie aufgeschnappt hätte, sei das Wort *Police Department* gewesen. »Schon gut, Juan. Stelle trotzdem durch.« Ning Tian atmete tief ein. Angst überkam ihn, es könne seinem Neffen etwas zugestoßen sein. Er meldete sich zurückhaltender als üblich. Am anderen Ende der Leitung vernahm er eine Männerstimme. Juan, deren Name zu einhundert Prozent zu ihrem Aussehen passte, und

mit der er schon ausgegangen und anschließend im Bett gelandet war, hatte recht, es gestaltete sich schwierig, auf Anhieb der staccatoartigen Wortsalve zu folgen.

»Mr Zhù, mein Name ist Marlow«, wiederholte die Stimme, nachdem der Chinese darum bat, langsamer und deutlich zu reden. *Na, geht doch*, dachte Ning Tian, bevor die Person am anderen Ende der Leitung fortsetzte. »Ich bin Detective beim SFPD und rufe Sie im Auftrag von meinem Sergeant Warren Jacobs an. Hätten Sie einen Moment Zeit für mich? Ich müsste mit Ihnen über Ihren Bekannten oder Freund Ben Michels sprechen. Ich denke, Sie kennen Mr Michels, oder?«

Ning Tian bestätigte und hörte dem Detective zu, was dieser ihm zu berichten hatte. Im Anschluss an das Gespräch blickte er zu den Fotos auf dem Sideboard.

Seine Totengalerie würde um einen weiteren Bilderrahmen anwachsen.

5

**Lufthansa A380
Flug FRA – SFO**

»Frau Clasen. Was machen Sie denn an Bord. Das ist jetzt doch kein Zufall, oder?«

»Nicht wirklich, Herr Bergheim. Schön, dass Sie und Herr Herbst so kurzfristig einen Flug zu ergattern konnten.«

»Wie jetzt? Wussten Sie, dass wir an Bord sind?«

»Aber klar doch. Wir – also mein Boss, Polizeioberrat Knorz – hat Sie angefordert. Hat Ihr Vorgesetzter Schneider Ihnen nicht gesagt, worum es geht?« Die Fragen schwangen hin und her wie die Bälle beim Pingpong. Verena Clasen ließ die Stewardessen mit dem Service-Trolley an ihr vorbei und trat vor, damit sie die beiden Männer besser sehen konnte.

»Ich weiß nur, wir fliegen nach San Francisco, um einen Toten zu identifizieren. Wenn möglich sollen wir ihn nach Deutschland überführen – es handelt sich um einen deutschen Staatsbürger«, schob Sebastian nach. »Und weshalb sind Sie an Bord?«

»Nicht, dass Sie sich darüber wundern, dass wir hier in der Komfortklasse sitzen, aber so kurzfristig waren nur noch hier zwei Plätze frei«, ergänzte Manfred mit einem Grinsen im Gesicht. Er riss das Tütchen mit den Salzbrezeln auf und steckte sich welche in den Mund.

»Ja, tut mir leid für Sie, aber manchmal ist das Leben halt hart«, entgegnete Verena Clasen, womit sie verduzte Blicke der beiden Kollegen vor ihr erntete. »Dann habe ich wohl den letzten Platz in der Businessclass bekommen. Nun, dafür möchte ich mich bei Ihnen – auch im Namen meiner Eltern – entschuldigen.« Stille, soweit sich dies bei den dröhnenden Geräuschen der Triebwerke als solche so bezeichnen ließ, breitete sich für einen Moment aus. Dann prustete die junge Frau los. Sie war zirka einen Meter achtzig groß, trug ihr blondes Haar, wie es ihre Koblenzer Kollegin Kira stets tat, streng zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Obwohl sie sich auf einem Langstreckenflug befanden, steckte ihre makellose, sportliche Figur in einem dunkelblauen Kostüm. Nur die High Heels, die sie sonst zu tragen pflegte, hatte sie aktuell gegen ein Paar marinefarbene Sneaker eingetauscht. An ihrem linken Handgelenk trug sie ihre Maurice Lacroix und auf dem üppigen Dekolleté, in das die weiße Bluse einen reizenden Einblick gewährte, lag eine Süßwasserperlenkette.

»Sie fliegen Business-Klasse?«, hakte Manfred nach, nachdem er realisierte, was Clasen vorhin gesagt hatte.

»Ja. Anscheinend gibt es da einen Unterschied zwischen Bundes- und Landesbeamten. Unsere Reisestelle beim Bundeskriminalamt hat mir diese Klasse gebucht. Glaube nicht, dass ich mich da nachträglich beschweren werde. Ich darf mich nur nicht allzu lange bei Ihnen aufhalten, sonst verpasse ich das avisierte Dreigängemenü.« Der Dackelblick ihrer Kollegen ließ sie erneut laut auflachen, rasch hielt sie sich eine Hand vor den Mund. »Aber mal im Ernst. Was ist Ihnen Näheres über Ihren Auftrag bekannt? Denn meines Wissens sind wir in gemeinsamer Mission unterwegs.«

Sebastian richtete sich in seinem Sitz auf und nahm einen Schluck Bitterlemon, der ihm von der Stewardess kredenzt worden war. »Wie gesagt, wir wurden losgeschickt, um den Leichnam von Ben Michels zu identifizieren. Dieser hat Selbstmord begangen indem er von der Golden Gate Bridge sprang. Warum, weshalb er dies getan hat, hierzu liegen uns keine Informationen vor. Sofern die Behörden in den Staaten den Toten in den nächsten beiden Tagen freigeben, sollen wir ihn nach Deutschland überführen. Das war mehr oder weniger die Auftragsbeschreibung unseres Bosses. Wenn Sie mehr über den Fall wissen, dann lassen Sie uns an Ihren Kenntnissen teilhaben. Mich wundert es nur, dass Gregor uns gegenüber nichts von der Begleitung durch eine BKA-Beamtin erwähnte.« Den letzten Satz sprach er eher an Manfred gewandt. Dieser nickte pflichtschuldig. Den Hinweis, dass es da vor Ort ein Dokument gab, in dem ihrer beider Namen Erwähnung fand, hielt er zunächst zurück. *Spielte Clasen mit offenen Karten?*

»Mehr kann ich Ihnen im Moment nicht sagen. Das sind die Informationen, die mir gegeben wurden. Allerdings mit dem Hinweis, Sie beide seien ebenfalls an Bord, da in den Fallunterlagen, was immer den Amis vorliegen mag, ihre Namen erwähnt seien.« *Sie spielt mit offenen Karten!* Sebastian war erleichtert.

»Vielleicht handelt es sich um einen Abschiedsbrief?«, warf Manfred in die Runde.

»Könnte sein. Wir werden es sehen. Jetzt begeben Sie sich aber zunächst in meine Etage, eine höher, sonst verpasse ich die Hors d'Oeuvres. Was gibt es bei Ihnen: Chicken or Beef? Nun, jeder was er verdient. Ha!« Wieder lachte Clasen laut auf.

»Werden Sie am Flughafen auch von einem Detective Buchanan erwartet?«, fragte Sebastian, ohne sich irgendeinen Neid anmerken zu lassen.

»Ja, Buchanan, so war der Name. Wir fahren dann gemeinsam zum Hilton Union Square. Upps, ich hoffe doch, Sie wurden da ebenfalls eingebucht. Nicht, dass Sie nachher in einem Palms-Inn-Motel oder so übernachten, während ich im Fivestar-Hotel nächtige.«

»Nein, diesmal werden Sie uns nicht so leicht quitt, Frau Clasen. Wir werden auch im Hilton wohnen. Lassen Sie sich das Essen schmecken ... wir sehen uns dann später in der

Immigration Line.« Kaum hatte Sebastian seinen Satz beendet, war Verena Clasen im Gang verschwunden. Waren die beiden zuvor glücklich mit ihrem unverhofften Upgrade in die Premium Economy gewesen, so beneideten sie nun die BKA-Kollegin doch ein wenig um den Luxus, den die Businessclass ihr die nächsten neun Stunden Flugzeit böte.

6 Berkeley Kalifornien

In den Sechzigern und Siebzigern gründeten Studierende der University of California eine nationale Protestbewegung. Sie schafften es, Menschenmassen zu mobilisieren, um gegen die Beteiligung der USA am Vietnamkrieg auf die Straße zu gehen. In dieser Zeit avancierte Berkeley zu einem der akademischen Institutionen, in denen sich Querdenker und Freigeister des ganzen Landes wohlfühlten. Später lief den Geisteswissenschaften die Forschung zur Kernphysik den Rang ab und bescherte der Universität weltweites Ansehen.

Heute aber ließ sich all dies nur erahnen. Es war Freitagabend, weshalb auf dem Campus gähnende Leere herrschte. In nur wenigen Hörsälen fanden Übungen oder Stoffvertiefungen statt, die von wissenschaftlichen Mitarbeitern der Professorenschaft dieser renommierten Hochschule gehalten wurden. Im Gegensatz zum Studienbetrieb an normalen Wochentagen wirkte das Gelände wie leergefegt. In der schmucken Universitätsstadt, die in der San Francisco Bay-Area lag, füllten sich hingegen langsam die Außenbereiche oder klimatisierten Räume der Restaurants und Bars. Die Herbstsonne knallte noch immer auf den Asphalt, und die Temperaturen verharrten bei gefühlten dreißig Grad.

Grace Morgan beendete ihre Vorlesung, die sie als Assistentin des renommierten Philosophen Professor Abraham Green, vor einer Gruppe von fünfundzwanzig Studierenden aus zehn Nationen gehalten hatte. »Does god love scientists?«, lautete ihr Thema. Die Jungphysiker aus aller Welt hatten an ihren Lippen geklebt, als sie über den Spagat zwischen einem religiösen Glauben und naturwissenschaftlicher Gesetze referierte. Ihre provozierende Frage zum Einstieg, ob Gott überhaupt Wissenschaftler mögen könnte, hatte funktioniert. Zwölf männliche und acht weibliche Studierende saßen vor ihr und schenkten ihr die ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Männer nicht zuletzt deswegen, weil Grace der jungen Halle Berry im James Bond Streifen »Stirb an einem anderen Tag« glich. Ihre Haarpracht bestand aus einem Knäuel natürlicher Locken, ihre Lippen waren voll, was sie mit einem Konturenstift und einem dezenten Rot zu unterstützen wusste. Dreimal in der Woche besuchte sie das Fitnessstudio auf dem Campus für ein Hanteltraining, weshalb ihre Arme und Waden eine fein definierte Muskulatur aufwiesen. Darüber hinaus absolvierte sie jeden Morgen eine Joggingrunde von sechs Meilen, was ihr einen schlanken Body

Christof Wolf / Todbringend

bescherte. Heute trug sie, zur Freude der Studenten, zudem einen kurzen Rock, der eine Handbreite über den Knien endete. Da sie aufgrund der Wärme im Raum sich ihres leichten Cardigans entledigte und auf dem Referentenstuhl abgelegte, regte die weiße, taillierte Bluse, bei der sie die oberen Knöpfe offenließ, die Phantasie derer, die vor ihr saßen, zusätzlich an.

Grace Morgan war sich ihres perfekten Aussehens bewusst. Sie liebte ihren Job und ihren über dreißig Jahre älteren Prof. Dieser wiederum war mit einer wohlhabenden Unternehmerfrau verheiratet. Und daran sollte sich, laut eigener Bekundung, auch nichts ändern. Abraham konnte und wollte sich nicht vorstellen, den gewohnten Luxus, den seine Gattin in die Ehe einbrachte, im Rahmen einer schmutzigen Scheidung einbüßen zu müssen. Grace fand Greens offene und ehrliche Einstellung in Ordnung. Sie akzeptierte die Situation, für ihn nicht mehr zu sein oder zu werden als eine Geliebte, weil sie von ihm auf ihre Art profitierte. Einmal abgesehen von körperlichen Vorzügen des jung gebliebenen und überaus attraktiven Professors, half dieser ihr, ihre Promotion rascher als ursprünglich veranschlagt zu realisieren. Wenn sie die Arbeit an ihrer Doktorarbeit in diesem Pensum und mit seiner Unterstützung fortführen würde, stünde im nächsten Jahr »Frau Dr. Grace Morgan« auf ihrer Visitenkarte und im Vorlesungsplan. Grace war ehrgeizig. Sie war geil auf den Titel. Sie wollte ihn, koste es, was es wolle. Und sobald sie diesen in der Tasche hätte, würde sie nahtlos den folgenden Karriereschritt vorantreiben, die *venia legendi*, die Erlaubnis vorzulesen. Um die Habilitation in möglichst kurzer Zeit realisieren zu können, würde sie versuchen ein wissenschaftliches Paper nach dem anderen zu veröffentlichen. Und, wenn es dafür notwendig würde, sich auf jede freie Stelle von renommierten Unis zu bewerben, um die besten Forschungsbedingungen zu nutzen, dann würde sie das tun. Solange bis es bald hieß: »Frau Privatdozentin oder Frau Professorin Doktor Grace Morgan«. Dass sie spätestens mit dem Abschluss des Promotionsverfahrens mit Abraham schlussmachen würde, war somit bewusst eingepreist, weshalb sie in der Zwischenzeit die Koexistenz seiner exzentrischen Gattin tolerierte. Hauptsache, er führte sie in kürzester Zeit zu ihrem ersten Etappenziel.

Grace packte ihre Unterlagen zusammen und fuhr den Laptop runter. Sie schaltete den Beamer aus und sah sich sicherheitshalber im Hörsaal mit seinen tribünenartigen Tischreihen um, ob überzählige Skripte zurückgeblieben waren. Doch das Thema schien die jungen Leute gepackt zu haben, wenngleich diese der Wissenschaftsseite angehörten. Aufgeregt diskutierend stiefelten die Letzten aus dem Saal. Grace schnappte sich ihre Strickjacke, löschte das Licht in dem fensterlosen Raum und ging hinaus auf den Flur. Laut

Vorlesungsplan waren keine weiteren Veranstaltungen mehr vorgesehen, weshalb sie in verwaiste Gänge blickte. Schnell verschloss sie den Saal mit dem Universalschlüssel, den alle Lehrenden nach dem Amoklauf in Florida ausgehändigt bekamen, um sich im Fall der Fälle mit den Studierenden im Hörsaal zu verbarrikadieren. Zum Glück setzte sich der Vorschlag des US-Präsidenten nicht durch, Lehrer und Professoren mit Waffen auszustatten, damit diese einen vermeintlichen Amokläufer selbst abknallen könnten. Sie war gebürtige Kalifornierin, daher fiel es ihr ohnehin schwer, etwas mit diesem Donald Trump anzufangen. Dessen Ausstieg aus dem Pariser Klimaschutzabkommen brachte sie damals auf die Palme. Noch heute schämte sie sich vor ihren internationalen Studierenden für die Aussagen ihres Präsidenten. Wie konnte dieser beim G20-Treffen im japanischen Osaka, im Jahr 2019, als einziger Vertreter einer der größten Nationen der Welt, seine Unterschrift unter die gemeinsame Erklärung der Mitgliedsstaaten verweigern? Sie hätte kotzen können. Fremdschämen allein, war zu milde. Auch heute fragten die Gaststudenten wieder, wieso Trump sich nicht überwand, den von allen Seiten ausgehandelten Kompromiss zum Klimaabkommen zu unterzeichnen. Wenigstens, das hatte sie vorhin auf der Google-Startseite gelesen, waren sich der Präsident und Chinas Staatschef Xi Jinping am Rande des Treffens nähergekommen und hatten beschlossen, sich gegenseitig keine weiteren Strafzölle mehr aufzubürden. Ein Lichtblick an diesem Tag.

Grace marschierte schnellen Schrittes aus dem Unterrichtsgebäude, das mit seinen vier massiven Steinsäulen einem griechischen Tempel glich. Ihr Blick wanderte hinauf zum markanten Glockenturm, der dem venezianischen Campanile ähnelte. Gleich war es halb sieben. Sie sputete sich, da sie sich noch ein Sandwich kaufen und auf dem Weg zum Bus in den abgefahrenen Rasputin Music Store an der Telegraph Avenue reinspringen wollte. Dort bestellte sie am Anfang der Woche eine Aretha Franklin CD, die seit gestern zur Abholung bereitliegen sollte. Außerdem böte dies die Gelegenheit, sich gegenüber in der Eisdiele Cream, ein Cookie-Eiscreme-Sandwich zu schnappen. Das würde aber nur klappen, wenn vor dem Lokal nicht Menschen mit derselben Idee, eine ewig lange Schlange bildeten, was an Freitagabenden durchaus möglich war.

Zunächst hielt sie auf das Campus-Café zu. Trotz des eher mauen Betriebs auf dem Unigelände, hatte es geöffnet. Und da sie heute Mittag mit Abraham in der Mensa gegessen hatte, war ihr nur noch nach einem ein BLT-Sandwich. Und wenn sie hatten, würde sie fürs Frühstück einen der leckeren Fruchtbecher mitnehmen, die das Café abends zum halben Preis anbot. Im klimatisierten Lokal saßen rund zwanzig Personen, an fünf bis sechs Tischen verteilt. Draußen auf der Terrasse waren es noch einmal so viele Gäste. Grace

erkannte einige der Gesichter. Auch die fünf Deutschen, drei männliche und zwei weibliche Studierende, mit denen sie sich häufiger nach der Vorlesung unterhalten hatte. Da ihre Mutter aus Deutschland stammte und sie die Ferien des Öfteren bei den Großeltern in der Pfalz verbrachte, interessierte sie sich stets für die deutsche Politik. Vor allem imponierte ihr die Kanzlerin, Doktor Angela Merkel. Vor kurzem erst war die Regierungschefin von einer amerikanischen Eliteuni mit einem weiteren Ehrendoktor ausgezeichnet worden und hielt vor dem Festpublikum eine, in Graces Augen, fulminante Rede, die vor allem bei vielen jungen Leuten ankam. Die große Zahl der Zwischenbeifallsbekundungen zeigte, die Anwesenden verstanden Merkels Anspielungen auf Präsident Trumps Verständnis, zwischen Wahrheit und Lügen. Sie referierte und kritisierte ihn für seine eigene Welt der Fakten, ohne dabei dessen Namen zu nennen. *Fantastisch.*

Die fünf Deutschen saßen an einem der runden Tische und aßen Pasta und Salate. Sie winkten Grace freundlich zu und baten ihr an, sich zu ihnen zu setzen. Doch der Assistentin von Professor Green fehlte heute die Lust auf Talks und Diskussionen. Die Hitze des Tages, gepaart mit der stickigen Luft im Hörsaal, hatten ihr alles abverlangt, weshalb sie nur fertig war und, nach einer ausgiebigen Dusche, sie sich nach ihrer heimischen Couch sehnte.

Grace bezahlte, schnappte sich ihr garniertes Brötchen und den Becher mit einem Beeren-Mix auf Ananas, und verließ das Café. Bis zum Music-Store und der Eisdiele wären es nur einige hundert Meter. Aber da ihr jegliche Energie fehlte, beschloss sie spontan, die CD erst am Montag abzuholen und den Dreiundzwanziger Express zu nehmen, der in Kürze einträte. Mit diesem könnte sie, von der Bushaltestelle Berkeley Square startend, in zwölf Minuten bis vor die eigene Haustüre fahren. Alle späteren Busse bräuchten zwanzig Minuten länger. An nicht so warmen Tagen lief sie die Strecke vom Campus bis zu ihrem Apartment auch gerne zu Fuß, heute aber war sie müde und schlichtweg durch.

Gemütlichen Schrittes erreichte sie den Busstopp. Den vorherigen Bus schien sie knapp verpasst zu haben, da keine weiteren Personen an der Haltestelle warteten. Einem ersten Impuls folgend, war sie versucht, doch zu Fuß zu nach Hause zu marschieren. Rasch besann sie sich aber eines Besseren. Ihre Füße schmerzten vom Stehen, und die Bluse klebte ihr jetzt schon am Leib wie eine zweite Haut. Sie lehnte sich an die Sandsteinmauer und atmete durch. Ihr Magen knurrte deutlich hörbar. Wenngleich sie dachte, sie sei noch gesättigt vom Lunch mit Abraham, schien ihr Körper da anderer Meinung zu sein. Sie öffnete die Handtasche und kramte ihr Sandwich hervor. Rasch wickelte sie das Papier zur Hälfte ab und bis genüsslich hinein. Die Kombination aus Beef, Tomate und Salat, ergänzt um eine cremige Remoulade, belebte ihren Körper und Geist wie ein Aufputzmittel. Genauso, wie

sie es sich erhofft hatte. Sie kaute und genoss den Geschmack am Gaumen, wissentlich das Sandwich würde es nicht mehr auf den heimischen Teller schaffen.

Ein weißer Lieferwagen hielt an der Bushaltestelle. *Joe's Plumbing Service* stand in geschwungenen, dunkelblauen Lettern auf der Seite. Ein Mann, weiß, in blauer Klempnermontur, öffnete die Beifahrertür. Flugs sprang er heraus und marschierte schnurstracks auf das Schild mit den Abfahrts- und Ankunftszeiten der Busse zu. »Verdammt!«, hörte sie ihn fluchen, gefolgt von Worten einer fremden Sprache, die sie durchaus verstand und selbst zu sprechen in der Lage war.

»Wohin möchten Sie denn?«, erkundigte sich Grace auf Deutsch. Sie hatte den verzweifelten Blick wahrgenommen und war sich sicher, ihm eine valide Auskunft zu den Busverbindungen geben zu können.

»Oakland. Ich muss heute Abend noch nach Oakland«, antwortete der Kerl, Grace schätzte ihn auf Mitte dreißig und einer Größe von eins fünfundachtzig. Nachdenklich lupfte dieser seine Forty-Niners-Kappe und strich sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

»Oh, ich denke, da haben Sie Glück«, ermutigte ihn Grace. »Wenn Sie den Bus nach meinem nehmen, das ist der Expressbus mit der Nummer X14, dann können Sie quasi nonstop bis Oakland fahren. Das wäre aber auch der letzte Bus für heute.«

»Wow, heute ist wohl mein Glückstag. Den Bus habe ich gar nicht auf dem Plan gesehen.« Der Typ kam näher und lächelte freundlich. Grace fielen die sympathischen Grübchen auf, die beim Lachen auf seinen Wangen erschienen. Doch als er die dunkle Sonnenbrille abnahm, die er vorhin zum Lesen des Fahrplans kurz angehoben hatte, sah sie seine funkelnden, graublauen, kalt dreinblickenden Augen, die sie an einen Husky erinnerten.

»Da gibt es eine Extraspalte für die Schnellbusse, die mit einem X beginnen. Er müsste gleich nach meinem kommen«, ergänzte Grace. Der Fremde schloss bis auf eine halbe Armlänge zu ihr auf. Für sie fühlte sich das unangenehm an, weshalb sie einen Schritt zurücktrat und instinktiv zu ihrem Smartphone griff, das sich in der Außentasche ihrer Strickjacke befand.

»Sie denken also, ich könnte meinen Kollegen beruhigt in den Feierabend schicken und mit dem X14er nach Oakland fahren. Na, der wird sich freuen.« Grace nickte zustimmend. Nervös sah sie auf ihre Uhr. Drei Minuten, bis zum planmäßigen Eintreffen ihres Busses. Irgendetwas ließ sie frösteln. Ob es daran lag, dass der Mann so nahe bei ihr stand? Oder waren es die kalten Augen, mit denen er sie abschätzend ansah. Grace zog ihre dünne,

mintfarbene Cardigan zu und verschränkte die Arme vor der Brust. Das Telefon hielt sie nun in ihrer Hand, bereit Abrahams Nummer über die Kurzwahl anzuwählen. Sie schaute an sich herab und in diesem Moment kam ihr der Rock eine Spur zu kurz vor. Ihre Füße schmerzten in ihren pastellfarbenen Pumps, es würde Zeit, sie endlich loszuwerden.

Der Kerl schien ihre Unsicherheit zu bemerken. Von sich aus trat er einen Schritt zurück und wandte sich seinem Kollegen zu. Nachdem er mit der flachen Hand auf das Blech des Lieferwagens hieb, schickte dieser sich an, die Bushaltestelle zu verlassen. Der am Busstopp Zurückgebliebene widmete sich dem Fahrplanständer. Erleichtert atmete Grace auf und nahm einen weiteren Bissen von ihrem Sandwich. Sie ärgerte sich, keinen Drink mitgenommen zu haben. Wie erwartet, aß sie ihr Brötchen auf und warf die leere Tüte in den Papierkorb. Rasch sah sie auf das Display ihres Smartphones und überlegte ihre Schwester anzurufen. Mit dem Fingerabdruckleser entspernte sie das Gerät, wählte aus den Kontakten die passende Nummer heraus und wischte über das grüne Hörsymbol. Die Verbindung baute sich auf. Bevor sie den Apparat zum Ohr führen konnte, erkannte sie aus den Augenwinkeln, wie ihr Bus in zirka dreihundert Metern Entfernung in die Shaattuck Ave einbog. *Gott sei Dank. Dann rufe ich dich von zu Hause an, Schwesterlein.* Erleichtert beendete sie den Anrufversuch und steckte ihr Telefon in ihre Tasche zurück.

Kaum hatte sie diese Dankesworte gen Himmel gesandt, sah sie, wie die Rückfahrlichter des weißen Kastenwagens, der an der roten Ampel wartete, aufleuchteten. Einen Moment später hielt das Fahrzeug rückwärtsfahrend auf die Bushaltestelle zu und kam erst kurz vor Grace zum Stehen. Wie paralysiert stand sie da. Die hinteren Türen von innen aufgestoßen und just in diesem Moment schnellte der vermeintliche Klempnergeselle, der zuvor vor dem Fahrplan gestanden hatte, zu ihr und packte sie am Arm. Bevor es ihr gelang, sich herauszuwinden und zu wehren, verspürte Grace einen brennenden Stich am Hals, und etwas Heißes breitete sich in ihrem Kopf aus.

Sofort wurde es dunkel vor ihren Augen.

7

International Airport SFO Kalifornien

Die beiden Koblenzer Kripobeamtinnen waren zufrieden mit dem Verlauf des Fluges. Sebastian hatte nach dem Essen, das auf Porzellan serviert wurde und ausgezeichnet schmeckte, eine Mütze Schlaf genommen. Dadurch überbrückte er einige Flugstunden. Manfred hingegen blieb wach und arbeitete seine zuvor im bordeigenen Entertainmentprogramm individuell zusammengestellte Filmliste ab: Drei Actionkracher und zwei Thriller. Alles Filme, die er verpasst hatte, als sie im letzten Jahr im Kino liefen.

Ihre BKA-Kollegin war nicht mehr nach unten gekommen. Und sie selbst vermieden es ins obere Stockwerk hinaufzugehen, um erst gar nicht sehen zu müssen, in welchem Luxus die Polizeihauptkommissarin dort schwelgte.

Die Premium Economy befand sich vorne im Flieger. Da sie Sitze in der ersten Reihe belegt hatten, führten sie die Schlange der Menschen an, die nach der Landung zur Immigration-Area strebte. An Selfservice-Terminals registrierten sie sich mit Reisepass, Foto und Fingerabdrücken und reihten sich im Anschluss erneut in eine Warteschlange ein, an deren Ende ein Office von Homeland Security ihnen die Einreisegenehmigung erteilen oder versagen würde. Verena Clasen, die über die obere Fluggastbrücke der Businessclass den Flieger noch schneller verlassen konnte, stand fünfzig Meter vor ihnen in der Menschenkolonne. Zum Glück waren sie nicht zeitgleich mit einem weiteren Großraumjet angekommen, sonst würde die Einreise wesentlich länger dauern. Das war Sebastian und Josie im letzten Jahr auf dem JFK in New York passiert. Obwohl sie dort nur umsteigen wollten, mussten sie wie die Passagiere mit Endziel NYC sämtliche Einreiseformalitäten absolvieren. Und als sie damals den Transitbereich der Immigration-Area gemeinsam mit den Fluggästen eines A380 der Singapore Airlines erreichten, benötigten sie eine geschlagene Stunde und hätten seinerzeit beinahe den Anschlussflug nach LA verpasst. Heute aber dauerte die Einreise kaum zwanzig Minuten.

Zusammen mit Verena Clasen, die hinter dem Counter auf sie wartete, marschierten sie zur Gepäckausgabe. Zwar blieben sie nur wenige Tage in den Staaten, doch hatten alle drei einen Koffer aufgegeben. Die Verlockung günstige Hilfiger-Jeans und -Hemden oder Sportsachen von Nike für knappes Geld zu erstehen, war zu groß gewesen, um nur mit

einem Handgepäckstück zu reisen. Außerdem bestand Josie darauf, dass ihr Herzallerliebster ihr mindestens eine, besser zwei Dosen von Boudins Original Clam Chowder, samt zweier Sauerteigbrote, mitbrachte. Auf ihrem Kalifornien-Trip legten sie im letzten Jahr einen Stopp in San Francisco ein. Somit löffelten sie seinerzeit an der Fisherman's Wharf die sämige Muschelsuppe aus einem ausgehöhlten Brot und waren sogleich begeistert davon. Josie fand es daher nur gerecht, dass Sebastian, der aufgrund der höheren Flugklasse mehr Gepäck transportieren durfte, ihr zwei Kilos für den Eintopf abtrat, den es in Konserven zu kaufen gab.

Dank des Priority-Aufklebers lagen ihre Koffer zügig auf dem Band. Sie folgten der Exit-Beschilderung zu einer Milchglastür, das Tor in die Vereinigten Staaten. Draußen angekommen hielten sie Ausschau nach dem Polizisten, der sie in der Ankunftshalle erwarten sollte. Buchanan. Detective Buchanan. Ihre Blicke schweiften über die Reihen der Köpfe hinweg. Zahlreiche Menschen warteten auf irgendwen. Schlepper versuchten sie zu einem Privattransfer in die Stadt zu überreden, doch sie ignorierten jeglichen Versuch geflissentlich, zumal dieser, laut Verenas Marco Polo Reiseführer, schnell das Doppelte einer normalen Taxifahrt kosten konnte. Ihr Transfer nach Downtown war heute inklusive.

Wenige Augenblicke später machten sie das strahlende Gesicht einer uniformierten Frau in der aufgeregten agierenden Menschenmenge aus. Sie trug ein laminiertes Schild bei sich: *Clasen, Bergheim and Herbst*. Als sich ihre die Blicke trafen, löste sie sich aus der Menschentraube und drückte sich der Stahlbarriere entlang.

»Welcome to San Francisco!« Wie Sebastian den Slang liebte: *Sään Frään-ziskou!* Detective Buchanan, eine Afroamerikanerin von Anfang dreißig, reichte ihnen die Hand und bat sie sogleich, sie Abby zu nennen. »Das kommt von Abigail, was wiederum Quelle der Freude bedeutet.« Sie lachten und stellten einander vor. »Der Wagen steht draußen. Na, dann mal los!« Sie folgten der sportlich, schlanken Polizistin zu einem schwarzen Chevrolet Minivan.

»Oh, kein Streifenwagen oder einen dieser dicken Schlitten, wie man sie aus den Präsidentenkolonnen im Fernsehen kennt.« Manfred schien ein wenig enttäuscht.

»Nein, leider nicht«, antwortete Abby in einem auffällig guten Deutsch, wobei sie das »nicht« wie ein »nickt« aussprach. Die Gäste drehten sich überrascht zu ihr um. »Ich weiß, damit habt ihr nicht gerechnet. Mein Vater war in Ramstein stationiert. Meine Mom war Deutsche. Wir sind zwar wieder nach Amerika zurückgegangen, als ich noch ein Kind war, aber meine Mutter hat mich Deutsch sprechen gelernt. Allein wegen der Großeltern, die ich regelmäßig in den Ferien in der Pfalz besuchte. Euer Englisch ist aber auch sehr gut. Daher

sollten wir der Höflichkeit halber Englisch sprechen, da mein Kollege Ethan sonst nichts versteht.«

»Klar doch«, bestätigte Verena und die beiden Männer stimmten ebenfalls zu.

Sie verstaute das Gepäck und nahmen auf den Rückbänken Platz. Abby setzte sich auf den Beifahrersitz. Sebastian lehnte sich entspannt zurück. Die markante Skyline mit der gigantischen Oakland Bridge und der Golden Gate Brücke hatte er im letzten Jahr bereits in natura gesehen. Die anderen beiden bekamen indes ihre Münder kaum zu. »Da, da hinten ist sie«, rief Verena begeistert wie ein kleines Kind, nachdem sie in der Ferne der Bay das orangerote Stahlkonstrukt erspähte. Abigail unterhielt sich derweil mit ihrem Kollegen Ethan Marlow, der aufgrund der roten Haare seine irischen Wurzeln nicht verleugnen konnte. Sie tauschten sich aufgeregt über die Neuigkeit aus, wonach Donald Trump heute so etwas wie Geschichte geschrieben hatte: Im Anschluss an die Teilnahme am G20-Gipfel in Japan, flog die Air Force One unplanmäßig nach Südkorea. Der Präsident schien es geschafft zu haben, via Twitter ein kurzfristiges Date mit dem nordkoreanischen Machthaber Kim Jong-un zu vereinbaren. Gemeinsam mit dem südkoreanischen Amtskollegen suchte er die entmilitarisierte Zone zwischen beiden Ländern auf, wo Kim Jong-un den Amerikaner dazu einlud, die Schwelle nach Nordkorea zu überschreiten. Somit wurde Donald Trump der erste Präsident der Vereinigten Staaten, der jemals nordkoreanisches Territorium betrat. Ethan, eher konservativ eingestellt, erkannte für sich in dem Ereignis wichtige Meilensteine auf dem Weg zu nachhaltigen Abrüstungsbemühungen sowie einer Chance auf dauerhaften Frieden für die Welt. Seine urdemokratisch gefärbte Kollegin machte indes aus ihrer Verachtung für Trump keinen Hehl. Ihrer Ansicht, trafen in Korea zwei wirre Köpfe aufeinander. Für sie verkörperten die beiden Machthaber die größte Gefahr für diesen Planeten. Sie hoffte daher auf ein schnellstmögliches Ende der Amtszeit von Donald Trump. Entweder solle er das Oval-Office im Rahmen des in Kürze angestrebten Amtsenthebungsverfahrens räumen, oder aber spätestens nach der Wahl im November des nächsten Jahres.

Verena und Manfred tauschten aufgeregt wie kleine Kinder ihre Wünsche aus, was sie in der kurzen Zeit, in der sie in SF wären, alles ansehen wollten. Sebastian klinkte sich ein paar Minuten später in die Konversation seiner Kollegen ein. »Ihr wisst schon, dass ihr zum Arbeiten in der Stadt seid?« Vorhin am Kofferband stehend half er Verena mit dem Gepäck, worauf sie den beiden Männern das »Du« anbot.

»Aber zur Brücke und runter zu Fisherman's Wharf werden wir es ja wohl mal schaffen, oder?«, gab Verena trotzig wie ein kleines Mädchen von sich.

»Ihr müsst allein aus dienstlichen Gründen mit uns dahin«, klinkte sich Abigail ins

Gespräch ein. »Ihr seid ja wegen des vermeintlichen Suizids von Ben Michels hier. Dieser ist von der Brücke gesprungen. Und da er zuvor am Pier 39 war, müsst ihr ja schon aus ermittlungstechnischen Erwägungen dorthin.« Sie zwinkerte Manfred und ihrer Kollegin zu, was Sebastian dazu bewog, kapitulierend die Hände zu heben. »Ich will ja auch noch einmal dahin«, schob er kleinlaut nach.

Der Wagen verließ den Highway 101, der sie vom Airport in die Innenstadt führte. Ethan Marlow bog auf die Van Ness Street ein. Rechts von ihnen erhob sich die Kuppel der City Hall. Der Himmel zeigte ein royales Blau. Die Stadt empfing ihre deutschen Gäste mit einem Bilderbuchwetter. Aufgrund der Zeitverschiebung war es erst ein Uhr mittags, somit blieb genügend Zeit vom Tag übrig.

»Unser Revier befindet sich im Tenderloin District«, klärte Abby sie auf.

»Wie die Rinderfilets?«, hakte Sebastian nach.

»Yes. Manche bringen den Begriff gerne in Verbindung mit der massiven Korruption, die in dieser Gegend in den frühen Jahren des letzten Jahrhunderts vorherrschte. Damals, so sagt man sich, ließen sich die Polizisten mit besonders guten Steaks bestechen. Eine andere Übersetzung für Sirloin ist *Lendenstück*. Und da der Bezirk seinerzeit ein prosperierendes Rotlichtviertel beheimatete, erzählen die Alten, es seien die zarten Lenden der jungen Dirnen gewesen, mit denen die Luden die Officers schmierten.«

»Das ist ja spannend«, nahm Manfred den Faden auf. »Und was ist heutzutage angesagt?« Ethan strafte ihn für diese Bemerkung mit einem zornigen Blick. Entschuldigend hob er die Hand, so dass Marlow dies im Rückspiegel sah. Abigail ignorierte die Äußerung. Der Van bog in die O'Farrell Street ein.

»Wir kommen gleich am Hilton an. Ihr könnt sofort einchecken, die Zimmer sind bereits fertig. Nehmt gemütlich eine Dusche, aber legt euch nicht aufs Ohr, sonst bekommt ihr heute Nacht Schlafprobleme. Ich hole euch in einer Stunde ab. Wir werden zum Revier marschieren, wo ihr Sergeant Warren Jacobs kennenlernen werdet. Wir müssen noch einige Formalitäten klären, bevor wir morgen gemeinsam zur Rechtsmedizin gehen können.«

Der Wagen hielt an einer roten Ampel. Vor ihnen lag das Hotel. Ethan nahm die breite Hofeinfahrt. Kaum kam das Fahrzeug zum Stehen, öffnete einer der Doorguards, mit einer Art Frack und einem Zylinder bekleidet, die Tür. »Here we are!«, meinte Abigail und stieg aus. Ethan half den Hotelangestellten beim Ausladen der Koffer und versorgte sie mit dem üblichen Trinkgeld. Sebastian kannte das Haus von dem Aufenthalt im letzten Jahr. Zielstrebig schritt er durch die große Halle, in deren Mitte sich eine Bar und seitlich davon, sich ein Coffeeshop befand. Sie hielten direkt auf die Rezeption zu, wo sie mit breitem

Lächeln und der typischen amerikanischen Höflichkeit empfangen wurden.

Abigail und Ethan fuhren zum Revier zurück, das nur wenige Blocks vom Hotel entfernt lag. Historische Fassaden charakterisierten die Straßenzüge. Außen alt, doch innen topmodernes Interieur. Hippe Loft-Büros von Start-ups, die es bislang nicht nach Silicon Valley geschafft hatten. Etablierte Unternehmen, die es vorzogen, in der Innenstadt mit einer Dependence vertreten zu sein. Die Menschen dieser Gegend konnten unterschiedlicher nicht sein, sei es, was die ethnische Herkunft oder religiöse Weltanschauung betraf, oder die sexuelle Lebenseinstellung. Wenngleich sich das Tenderloin aktuell auf die Fahne schrieb, dass die Kapitalverbrechen rückläufig waren und es gelungen sei, die berühmt berüchtigte Bandenkriminalität einzudämmen, standen Drogendelikte, Diebstahl und Gewaltverbrechen in unregelmäßiger Häufigkeit weiterhin auf der Tagesordnung.

Das Gebäude der Wache wirkte von außen unscheinbar. Ein nichtssagender Flachdachbau mit zwei Etagen. Gemeinsam betraten Abby und Ethan den Eingangsbereich des Reviers, da meldete sich Abigails privates Smartphone. *Ah, mein Schwesterherz!* Sie freute sich über den Anruf, da sie schon ein paar Tage nicht miteinander gesprochen hatten. Mit stummem Nicken deutete sie Ethan an, sie müsse das Telefonat annehmen und da ihre Schwester bereits gestern Abend versucht hatte, sie zu erreichen. »Ich komme nach«, rief sie Ethan hinterher und wischte rasch mit dem Finger über das grinsende Konterfei ihrer Schwester, das auf dem Display erschien. »Hi, Grace!«

8 San Francisco Kalifornien

Die Schulglocke läutete und verkündete das Ende des Unterrichts. An anderen Schulen führte das Signal meist zu Freudenbekundungen seitens der Schülerschaft. Wenn das nichts half, wies ein nervöses Zappeln auf den Stühlen die Lehrer dezent darauf hin, schleunigst zum Abschluss zu kommen. Die Klientel an der Steven Weinberg School of Applied Sciences war diesbezüglich anders. Wie Honig saugten die Kids den vermittelten Stoff in sich auf. Sie klebten förmlich an den Lippen der renommierten Wissenschaftler, die über Lehraufträge regelmäßig an dem privaten College unterrichteten. An diesem wurden nur zuvor getestete Hochintelligente aufgenommen. Welcher Gesellschaftsschicht die jungen Leute entstammten, war dem Philanthropen Weinberg vollkommen egal. Sein Credo: Jedes Kind hat die Chance auf Förderung verdient. Der erste Schritt in Richtung Aufnahme begann mit einem für alle frei zugänglichen Onlinetest. Dieser war auf der schuleigenen Homepage zu absolvieren. Wurde er bestanden, erhielt der potentielle Kandidat eine Einladung zum Vorstellungsgespräch, das Vorhandensein seines Wissens vor Ort unter Beweis zu stellen. Kam hierbei heraus, das Mädchen oder der Junge gehörte zu der Spezies Intelligenzbestie, offerierte die Verwaltung direkt ein Aufnahmeangebot. Bis hierhin spielte die Herkunft oder das Einkommen der Kandidaten absolut keine Rolle. Stellte sich im Anschluss Tatsache heraus, die Lebensverhältnisse des Kindes waren prekär oder die Eltern wären nicht in der Lage, das Schulgeld von fünfzehntausend Dollar pro Schuljahr aufzubringen, vergab die eigens gegründete Weinberg-Stiftung kurzerhand ein Stipendium. Dieses deckte nicht nur die Gebühren ab, sondern ebenso alle Kosten für Unterkunft und Verpflegung.

Der Campus lag am Ortsrand des mondänen Sea Cliff. Weinberg hatte vor wenigen Jahren eine alte Missionskirche unter Beibehaltung des spanisch-mexikanischen Stils zum College umbauen lassen. Seitdem bot die Institution zirka zweihundert Zöglingen ein neues Zuhause. »Heimat der Wissbegierigen«, nannte der Volksmund die Schule. An dieser gehörten nicht nur hochprofessionelle Labore und Computerräume zur Grundausstattung, sondern ebenso Sportstätten modernster Art. Gesunder Körper. Gesunder Geist.

Aang Walker besuchte das College seit dem Krebstod seiner Mutter Jiao vor drei Jahren. Da sein Vater, ein US-Soldat, eine geraume Zeit zuvor bei einem Afghanistaneinsatz ums

Leben kam, war der Junge zur Vollwaise geworden. Doch ganz allein war er nicht. Der Bruder seiner Mama, Onkel Tian, der in Shanghai lebte, kümmerte sich aus der Ferne um seinen Neffen und beglich sämtliche Schulgebühren inklusive der Zusatzkosten. Dann war da noch Tante Naomi, die Schwester von Aangs verstorbenem Papa, die ihn nach dem Tod der Mutter bei sich aufnahm. Beide verstanden einander prima und bauten eine enge Beziehung zueinander auf. Bereits in den Jahren zuvor verbrachte der Junge, der die amerikanische Staatsbürgerschaft besaß und zweisprachig erzogen worden war, regelmäßig die Ferien bei seiner »Auntie«. Trotz des betagten Alters von um die achtzig, hielt Naomi sich mental stets auf der Höhe der Zeit und war moderner eingestellt, als es seine Mom je gewesen war.

Naomi, eine ebenfalls betuchte Dame, nannte im besseren Stadtteil Twin Peaks ein ganzes Apartmenthaus ihr Eigen. Obgleich Aang dort die Woche über hätte wohnen bleiben können, zog er das Leben auf dem Campus vor. Außer an den Wochenenden, da hielt ihn nichts im Internat. Dann freute er sich stets darauf, Naomi und seinen Patenonkel zu treffen. Ben Michels war weit mehr als nur ein Freund der Familie. Aang kannte ihn sein ganzes Leben. Seine Mom hatte ihm erzählt, wie das damals im Flieger gewesen war, wo Ben ihr zur Seite stand und Baby-Aang unbedingt in elftausend Metern Höhe zur Welt kommen wollte. Selbst in den Tagen nach der Geburt habe der fremde Deutsche sich fürsorglich um Jiao gekümmert, sie und den Neugeborenen sogar auf dem Flug in die Staaten, für den Onkel Tian den Privatjet zur Verfügung stellte, begleitet. Seit dieser Zeit knüpften alle an dem Band der Freundschaft. Und die Krönung dieser Verbundenheit realisierten sie mit der Übernahme der Patenschaft durch Ben Michels. Das war mittlerweile mehr als fünfzehn Jahre her.

Aang und Leon waren unzertrennlich. Best Buddys. Leon, ein fünfzehnjähriger, kräftig gebauter Junge mit mexikanischen Wurzeln, war der Grund, weshalb Aang lieber im Internat wohnte. Sie beiden gehörten zu stets zu den Spezies »Intelligenzbestie« und waren zugleich wahre Nerds. Sie beschwerten sich regelmäßig, wenn der Gong aus ihrer Sicht viel zu früh ertönte; so auch heute. Zu ihrem Entsetzen schickte Professor Kinkade sich tatsächlich an, seine Vorlesung zu beenden. Dabei hätten sie seinen Ausführungen zur Spieltheorie nach John von Neumann noch stundenlang zuhören können. Wann bekam man schon die Möglichkeit einem Nobelpreisträger, wie Kinkade es einer war, so nahezukommen. Seine Schilderungen dazu, wie der Mensch sich zu irrationalem Handeln verführen ließe, in dem er nur auf sein Glück vertraue, waren genial und ebenso spannend

gewesen. »Deshalb spielen die Leute Lotto«, kam der renommierte Professor zum Ende. »Obwohl jede mathematisch belegbare Wahrscheinlichkeit dagegenspricht, dass sie je zu denen gehören werden, die das Glück, Schicksal oder wie immer wir es nennen möchten, sie für einen Millionengewinn auswählt. Damit genug für heute. In der nächsten Vorlesung sind Sie gefragt. Dann spielen wir ein Rollenspiel, bei dem ihr cleveres Handeln gefragt ist. Jeder von Ihnen entwickelt strategische Spielzüge, die die anderen im Anschluss kritisch analysieren. Freuen Sie sich drauf. Ich tue es auf jeden Fall!« Die Jugendlichen klopfen auf die Tischplatten. Professor Kinkade verbeugte sich kurz und knapp, schnappte sich seine abgegriffene Ledertasche und eilte schnellen Schrittes, da bereits ein anderer Termin außerhalb des Colleges auf ihn wartete, aus dem Hörsaal, der einem Amphitheater ähnelte.

»Der Mann ist einfach klasse«, meinte Leon. Behutsam steckte er sein iPad in die Schutzhülle. Das Tablet gehörte zur Standardausrüstung. Über einen Kooperationsvertrag zwischen Weinberg und Apple wurden die Geräte jedem Schüler kostenlos zur Verfügung gestellt.

»Ob wir beide auch einmal einen Doktor- oder gar Professorentitel führen werden?«

»Ach Aang, du bestimmst. Wenn es bei dir im Hirnstübchen nicht ausreichen sollte und es dein Herzenswunsch ist, dann kauft dir notfalls dein reicher Onkel einen Titel.«

»Leon, du weißt, ich kann das nicht leiden, wenn du mir meinen Onkel vorhältst. Wir beide werden das College zusammen verlassen und gemeinsam an eine Eliteuni wechseln. Jiùfù Tian wird auch dir dabei helfen. Das weißt du! Wir bleiben immer zusammen und gehen gemeinsam durch gute und schlechte Tage - mindestens aber bis zu unserer Promotion und zum Börsengang unseres Startups. Verstanden Doktor Rodriguez.«

»Verstanden, Doc Walker! WalkRodZ! Unsere Zeit wird kommen. Aber das mit den guten und schlechten Zeiten hört sich beinahe wie bei einem alten Ehepaar an«, neckte Leon und nahm den Boxhieb, den Aang ihm auf die Schulter gab, mit gespielter Theatralik hin. Leon wusste zwar, er brauchte sich über seine Zukunft am Weinberg College keine Gedanken zu machen, doch würde Aangs Onkel ihm tatsächlich auch die Uni sponsern? An einer Chance, auf normalem Weg erneut ein Vollstipendium für eine der führenden Universitäten des Landes zu ergattern, daran zweifelte er. Seine Eltern waren noch weniger, als es die Bezeichnung »einfache Leute« allgemein beschrieb. Zudem gehörten weitere zwei Kinder zur Familie, die vom kargen Einkommen des Vaters lebten, der sich als Küchenhilfskraft in einem großen Hotel in der Innenstadt verdingte. Leon wusste, er war privilegiert. Die Woche über wohnte er in einem für seine Angehörigen unvorstellbaren Luxus. Drei Mahlzeiten am Tag. Freies Obst und Getränke so viel er wollte. Sollte er es in seinem Leben einmal zu

etwas bringen, dann würde er seinen Eltern und den Geschwistern das zurückgeben, was sie jahrelang entbehren mussten. Er würde ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen und erfüllen. Denn obwohl sie so wenig für das tägliche Leben besaßen, waren sie eine echte, liebevoll miteinander agierende Familie. Aang beneidete die Rodriguez' darum, dass sie einander hatten. Regelmäßig begleitete er Leon, vorwiegend an Freitagen, nach Hause. Meist schlepten sie dann jede Menge Obst mit sich, das sie in der Woche sammelten und das ihnen selbst tagtäglich in Hülle und Fülle zur Verfügung stand. Exotische Sorten wie Mango und Papaya liebten Leons Teenie-Schwester Amy und der dreijährige Jason über alles. Der Weinberg-Administration war bewusst, dass die Schüler aus prekären Verhältnissen regelmäßig Essen mit nach Hause nahmen – und niemand störte sich daran. Im Gegenteil! Steven Weinberg selbst erteilte die Order, an Freitagen frisches Obst und Essensboxen zur Verfügung zu stellen, damit sich alle für ein Wochenende außerhalb der Schule damit versorgen könnten.

»Los, komm jetzt, mein Maya-Männchen«, neckte Aang seinen kleinwüchsigen und leicht gedrungenen Freund, der rein äußerlich betrachtet, seine mexikanische Herkunft nicht leugnen konnte. Hinzu kam ein IQ von einhundertfünfzig, der zum sagenhaften Wissen der Maya passte. Aang sagte ihm voraus, wenn er so weiterforschen würde, wäre er eines Tages in der Lage, die Geheimnisse seiner untergegangenen Kultur zu entschlüsseln, und er würde dafür einen Nobelpreis einheimsen. Und Leon selbst war von seinem genbasierten Intellekt ebenfalls so überzeugt, was ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit nicht müder werden ließ, hervorzuheben: »Wir sind die Erfinder der null. Ohne uns Maya gäbe es überhaupt keine Digitalisierung, die halt auf Einsen und Nullen basiert!« Die freundschaftlich gemeinte Bezeichnung »Maya-Männchen« nahm er somit seinem Kumpel nicht für übel. Zumal er sich, was Aangs chinesischen Gene betraf, stets scherzhaft revanchierte.

»Was steht denn heute Mittag an? Sport oder Programmieren?«

»Leider nichts von beidem. Meine Tante hat mir eine WhatsApp geschrieben und meinte, ich solle nach der Vorlesung dringend einmal nach Hause kommen. Weiß nicht, was los ist, habe in den letzten Tagen weder von ihr noch von Ben etwas gehört. Bin mir aber auch keiner Schuld bewusst, irgendetwas ausgefressen zu haben.«

»Soll ich als lebender Schutzwall mitkommen?«

»Ich glaube, heute besser nicht. Wollte es dir ja erst nicht sagen, aber sie hat tatsächlich darum gebeten, ich möge alleine kommen.«

»Ist schon gut. Deine Tante kennt uns und weiß, wir sind nahezu wie siamesische Zwillinge.« Die Jungs lachten und verließen gemeinsam das Schulgebäude. Leon nahm

Naomi die Ausladung nicht übel. Er wollte ohnehin zunächst zum nahegelegenen Taco Bell flitzen. Heute Mittag gab es Fisch in der Mensa, und darauf hatte er gar keinen Bock gehabt. Zwei, drei Burritos, auf die Aang ohnedies nicht so stand, kämen ihm da gleich recht. Im Anschluss würde er die Bibliothek aufsuchen und später an WalkRodZ 2.0 basteln, ihrem völlig neuartigen Programm an dem sie seit Wochen tüftelten, und mit dem sie eines Tages so reich wie Mark Zuckerberg werden würden.

Auf dem Hof stand die Clique von Amber Rose. Den Jungen schlug das Herz bis zum Hals. Zwei der Mädels hatten es ihnen angetan: Aang war in keine andere als die blonde Anführerin, Amber Rose, verschossen. Leon schwärmte hingegen heimlich für Julia, die, wie er, einen mexikanischen Migrationshintergrund besaß. Jedoch mit dem feinen Unterschied, dass sein Vater Spülhilfe im Ritz Carlton war und deren Dad das größte Automobilzuliefererwerk des Landes sein Eigen nannte, das Motorteile für eine deutsche Edelmarke produzierte. Von daher sah Leon die realistische Wahrscheinlichkeit, bei dem, um die Hüften durchaus ein wenig beliebten Mädchen zu landen, bei der von den Maya entdeckten Null. Aangs Chancen sahen da schon anders aus, da Amber dessen Existenz auf jeden Fall bereits wahrgenommen hatte und gar seinen Namen kannte. Und das war bemerkenswert, da die Mädels die Klassenstufe unter ihnen besuchten, sie somit nicht in denselben Vorlesungen saßen. Woher Aang davon wusste? Vor ein paar Tagen hob er Ambers Schal vom Schulhof auf und trug ihn ihr nach. Sie bedankte sie sich bei ihm nicht nur mit dem für sie eigenen lasziven Wimpernaufschlag, sondern sie flötete sogar ein: »Danke dir, Aang. Wie süß von dir« entgegen. Seit der Zeit wurde es Leon nicht leid, Ambers Reaktion nachzuäffen und mit eindeutigen Handbewegungen seine Selbstbefriedigung nachzustellen.

Aang hatte an dem besagten Abend tatsächlich Schwierigkeiten einzuschlafen. In Endlosschleife sah er Ambers erdbeerroten Mund vor sich, und seine Fantasie fügte ihm zu den runden Lippen eine rosafarbene Zunge hinzu, die diese beleckten. Die schmerzhaft Realität in Form eines Dauerständers in seiner Pyjamahose, versuchte er schließlich unauffällig unter dem Bettlaken zu bekämpfen, was wiederum Leon nicht verborgen geblieben schien.

»Lass uns mal schnell an denen vorbeigehen, sonst sieht Amber, dass du wieder eine Latte hast.« Erschrocken blickte Aang an sich hinab. Zum Glück bildete sich diesmal keine Beule in seiner Hose heraus. »Ha! Ertappt.« Erneut hieb Aang seinem Kumpel auf die Schulter. Rasch marschierten sie, ohne dass die Mädchen Notiz von ihnen nahmen, zum Hofausgang. »Würdest du bitte meine Tasche mit auf die Bude nehmen, dann kann ich

gleich zur Haltestelle laufen und kriege den Bus um halb.«

»Geht in Ordnung, Bro.« Leon hielt ihm die geschlossene Faust hin und Aang schlug mit seiner dagegen. »Bring mir etwas Schönes mit, wenn du zurückkommst.«

»Geht klar. See you later, Leongator.« Aang hielt schnellen Fußes auf den Hofausgang zu. Der Busstopp lag nur hundert Meter vom College entfernt. Gleichwohl musste er sich beeilen, wollte er den nächsten Bus erreichen.

Kaum hatte er die ehrwürdigen Mauern der ehemaligen Mission verlassen, erschrak er. Hinter ihm kreischten Reifen. Ein weißer Lieferwagen, der zuvor an der Ampel in Höhe des Taco Bell und McDonald's hielt, nahm quietschend Fahrt auf. Aang hasste diese Aufschneider, die die Räder beim Anfahren durchdrehen ließen, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. *Was für ein Blödmann*, schoss ihm in den Sinn. Zielstrebig marschierte er weiter. Die Fußgängerampel, an der er die Straße queren musste, lag zwanzig Metern vor ihm. Da dort jemand den Knopf gedrückt hatte, sprang die Ampel für den fahrenden Verkehr rasch wieder auf Rot und zwang den Transporter in letzter Sekunde zum Stehenbleiben. Die Reifen quietschten erneut ohrenbetäubend. Rauchschwaden stiegen von der Straße auf. Der Geruch von verschmortem Gummi verbreitete sich. Aang schaute zum Fahrer hinüber und schüttelte verständnislos den Kopf. Damit er es zum Überweg schaffte, bevor das Grün erlosch, erhöhte er seine Geschwindigkeit. Just in dem Moment, in dem er den Zebrastreifen erreichte, öffneten sich die hinteren Türen des Vans. Ein Mann in einem hellblauen Overall, sprang heraus und stürmte auf ihn zu. Entschuldigend hob der Junge die Hände, da er befürchtete, mit seinem empörten Kopfnicken jemand aufs Füßchen getreten zu sein. Entschuldigend hob er die Hand. Aber bevor er etwas sagen konnte, grub sich eine stahlharte Faust in seine Magengegend und raubte ihm sämtliche Luft. Seine Beine sackten unter ihm weg. Dann wurde es dunkel.

Leon hielt Aangs Smartphone in der Hand. Kurz vor dem Taco Bell hatte er die Beule in der Außentasche des Rucksacks erspäht. Da er hoffte, seinen Kumpel an der Haltestelle noch anzutreffen, hatte er umgedreht und war rasch in Richtung Busstopp gelaufen. Er wusste, sein Freund würde das Telefon spätestens, wenn dieser im Bus saß, vermissen. Doch als er zum leeren Bushäuschen schaute, konnte er Aang nicht erspähen. Der Bus schien bereits dagewesen zu sein.

Lediglich ein weißer Van mit der Aufschrift *Joe's Plumbing Service* stand vor der Ampel und fuhr, nachdem diese auf grün sprang, mit quietschenden Reifen los.

9

Irgendwo

Ein beißender Geruch lag im Raum. Eine Mixtur aus Schweiß und Urin. Es war stockfinster. Die Temperatur lag bei nicht mal mehr zehn Grad. Seit sie das Bewusstsein wiedererlangt hatte, vernahm sie ein monotones Geräusch, zu laut, um sonst noch etwas zu hören. Autoverkehr? Gedämpfte Musik? Keine Stimmen. Sie fühlte sich benommen. Der Boden unter ihr schwankte. Die Dunkelheit, die sie umgab, sorgte nicht dafür, schneller auf die Beine zu kommen. Sie hatte Durst. In ihrem Mund schien sich eine Wüste ausgebreitet zu haben und gab ihr das Gefühl, ihre Zunge wäre auf das Doppelte angeschwollen. Vergeblich versuchte sie, ihre Lippen zu befeuchten. Kopfschmerzen malträtierten sie wie nach einer durchzechten Nacht. Der Untergrund, auf dem sie lag, war hart. Statt auf einem Bett schien sie auf einem Teppich zu liegen. Rau. Grob. Wie der billige Sisal, der zu Hause unter ihrer Esszimmergarnitur lag, und der von einer schwedischen Möbelhauskette stammte.

Kam der Gestank von ihr? Vorsichtig bewegte sie ihre Hände und Füße. Gott sei Dank, sie war weder gefesselt noch geknebelt. Die Person, die sie hierher verfrachtet hatte, schien sich vollkommen sicher zu sein, dass sie nicht entkommen und niemand sie hören könnte, sollte sie daran denken, zu schreien. Wie in Zeitlupe stützte sie sich auf die Ellenbogen und verharrte für einen Moment in dieser Haltung. Das Wanken erinnerte sie an ein Boot. Doch das Geräusch klang nicht wie ein Außenborder, eher wie ein Van-Motor.

Langsam kam ihr Blut in Wallung und für einen Augenblick wurde ihr schwindelig. *Ob ich mich aufsetzen kann?* Behutsam drückte sie sich mit den Unterarmen ab, bis sie die Sitzposition erreichte. Nun wurde ihr bewusst, der Geruch kam eindeutig von ihr. In ihrem Schritt klebte ein feuchter Slip. Sie hatte sich eingenässt. Vorsichtig glitten ihre Finger dem Becken entlang, bis sie den Bund des Rocks spürte. Dieser war hochgerutscht, über die Unterhose. Die Bluse, die ertastete ihre Hand, war geschlossen. Sie war angezogen. *Gott sei Dank!* Das verabreichte Mittel hatte sie vollkommen ausgeknockt und anscheinend dazu geführt, dass sie die Kontrolle über ihre Körperfunktionen verlor und unter sich gehen ließ. Dies wiederum ließ die Hoffnung in ihr aufkeimen, sie war nicht missbraucht worden. In den letzten Wochen hatte sie häufiger davon gehört und in der Zeitung gelesen, wie junge Frauen mit K.o.-Tropfen ausgeschaltet und vergewaltigt wurden.

Ihr wurde etwas injiziert, der Schmerz am Hals ließ sie das vermuten. Ein Mittel, das ihr

sofort und komplett das Licht ausknipste. *Was ist das Letzte, woran ich mich erinnere?* Sie zwang sich, nachzudenken. Mit Erfolg. *Ich stehe an der Bushaltestelle. Esse ein BLT-Sandwich. Ein Lieferwagen fährt vor. Ein Mann steigt aus und kommt auf mich zu. Der Typ mit den Husky-Augen. Er fragt mich nach dem Bus, er will nach ... Oakland. Ich wollte zuvor jemanden anrufen. Wen? Ihr Hirn brannte. Ich habe doch das Telefon zur Hand genommen? Ja. Oder? Hatte ich die Nummer bereits angewählt? Wen habe ich versucht zu erreichen?* Urplötzlich kam ihr das Gesicht ihrer Schwester in den Sinn.

Beide sahen einander regelmäßiger als in den Jahren vor ihrer Trennung. Abby war Detective beim SFPD. Erst nach der Scheidung von Mister Ach-ich-bin-ja-so-ein-toller-Hecht und Ich-ficke-alles-was-nicht-schnell-genug-auf-dem-Baum-ist Buchanan, klappte es wieder häufiger mit gemeinsamen Treffen. Ihr Ex hatte Grace ohnehin nicht mehr gemocht, nachdem sie eine seiner eindeutigen Avancen, in Form eines beherzten Griffes in ihre Bluse, ihrerseits mit einem schmerzbringenden Tritt in dessen Kronjuwelen quittierte. Anschließend »petzte« sie ihrer Schwester den Vorfall und lieferte ihr damit einen der Tropfen, die in rascher Abfolge das Beziehungsfass zum Überlaufen brachten. Seit der Scheidung trafen sie sich, wenn es ging, in vierzehntägigem Rhythmus. Abigails Wechselschichten und Abrahams knappen Freizeittermine machten es erforderlich, weitere Verabredungen stets längerfristig im Voraus zu planen. Nächsten Freitag wäre es wieder soweit. Abby hätte frei und ihr Lover verbrächte die Zeit mit seiner Frau bei Freunden im Napa Valley. Wie immer, so würden die beiden Schwestern sich zunächst im JAX-Restaurant treffen. Das Steakhaus in der Geary Street gehörte Morris Likerman, einem Freund ihrer verstorbenen Eltern und Patenonkel von Abby. Sie liebten Morris, der ihnen stets das zarteste Stück Fleisch und den besten Caesars Salat in der Stadt kredenzte. Im Anschluss an das Essen tanzten sie, sofern der Dienstplan der Polizistin es erlaubte, sie sich die Kalorien bis zum Morgengrauen in den angesagtesten Clubs vom Leib. Grace freute sich immer auf die Wochenenden mit ihrer Schwester. *Ob Abby sieht, dass ich versucht habe, sie anzurufen?* Wenn nicht, dann hätte ihr Schwesterherz kaum einen Grund, sie in den nächsten Tagen zurückzurufen, geschweige sie zu vermissen.

Grace fror. Sie bemerkte, sie hatte ihre Strickjacke nicht an. Spinnenartig krabbelten ihre Finger über den Teppich, doch sie fanden das Teil nicht. Sie ging in die Hocke, um den Boden breitflächiger abzusuchen. Sie wankte aufgrund des wackelnden Untergrunds. Der nasse Slip zwischen ihren Beinen fühlte sich unangenehm an, und der Geruch war furchtbar. Schnell streifte sie das feuchte Höschen ab. Aus der Tasche ihres Rocks fingerte sie ein benutztes Papiertaschentuch hervor. Notdürftig wischte sie sich damit trocken und

zog den Mini, soweit es ging, nach unten. Im Vierfüßlerstand tastete sie den Teppich nach dem Cardigan ab. Außerhalb des Läufers glitten ihre Finger auf kalten Metallboden. Abrupt hielt sie inne. Ihre rechte Hand stieß gegen etwas. *Was liegt da?* Grace stutzte. Es war stockdunkel im Raum. Erneut befühlte sie den Gegenstand. Wenngleich sie nicht über den ausgeprägten Tastsinn eines sehbehinderten Menschen verfügte, erkannte sie das Material: weiches, geprägtes Stiefelleder.

Mit einem Mal bewegte sich das Ding auf und ab.

»Die Kandidatin hat einhundert Punkte. Glückwunsch«, flüsterte eine Stimme aus der Finsternis kommend. Das Licht eines Feuerzeugs flammte auf und näherte sich einer Zigarette. Nach kurzem Aufflammen erlosch die Flamme wieder, und es wurde erneut finster. Dann ein Glimmen. Der schummrige Schein ließ das Gesicht einer Person erahnen. Diese zog an der Kippe und sog den Qualm tief ein. Beim zweiten Zug erkannte Grace an den aufleuchtenden Konturen den Kerl, der sie an der Haltestelle in Berkeley nach dem Bus Richtung Oakland fragte.

10 Downtown San Francisco Kalifornien

»Ich stehe unten in der Lobby«, gab Abigail Verena Clasen durch und nahm in einer der Sitzgruppen Platz, während sie auf die drei Deutschen wartete. Rasch nutzte sie die Zeit, ihrer Schwester eine WhatsApp zu schicken, mit der sie kurz nachhakte, ob es für ihren Anruf einen besonderen Grund gegeben hatte. Bereits gestern Abend hatte sie nach ihrem Dienst einen verpassten Versuch von Grace auf dem Telefon entdeckt. Da es da aber schon spät gewesen war, hatte sie sich vorgenommen, sie heute zurückzurufen. Und als ihre Schwester sie vorhin erneut anrief und sie das Gespräch entgegennehmen wollte, hatte sie zuvor kurzerhand wieder aufgelegt. Bei ihren Rückrufversuchen ertönte seitdem nur die automatische Ansage, wonach der Teilnehmer zurzeit nicht zu erreichen sei. *Hoffentlich will sie unser Treffen nicht absagen*, befürchtete Abigail. In der letzten Zeit taten sie sich ohnehin schwer, gemeinsame Termine zu finden, wobei die Freitage, alle zwei Wochen, als gesetzt galten. Grace befand sich in einer komplizierten Liaison mit einem verheirateten Mann, das wusste Abby. Auch dass diese Verbindung nur dazu diene, ihre Promotion voranzubringen. Natürlich konnte sie dies, als ursprünglich ebenfalls betrogene Ehefrau, nicht für gutheißen. Doch ihre kleine Schwester war mit Mitte zwanzig alt genug, um zu wissen, was sie tat. Sie war schon immer die Zielstrebigere von beiden. Grace wollte es daher nie einleuchten, weshalb Abby keine Ambitionen zeigte, der Karriereleiter weitere Sprossen hinaufzusteigen. Doch Abigail liebte ihren Job, so wie er sich darstellte. Weder wollte sie Sergeant oder Lieutenant werden noch Captain. Nach der Scheidung von ihrem Mann und einer längeren Auszeit, war sie ins Morddezernat zurückgekehrt und tat ihren Job. Da Jeff sie gleich zweimal hintereinander demütigte, indem sie ihn mit jüngeren Miezen aus seiner Firma im heimischen Ehebett erwischte, als sie vorzeitig von der Nachtschicht nach Hause kam, gönnte sie sich einen renommierten Scheidungsanwalt. Dieser hatte es drauf, und so ließen sie ihren Ex ordentlich bluten. Mit dem Batzen, den Jeff ihr aus seinem prosperierenden IT-Unternehmen abdrücken musste, hatte Abigail finanziell ausgesorgt. Soll heißen, Jeffs Schmerzensgeld versetzte sie in die glückliche Lage, nicht mehr des Geldes wegen arbeiten zu müssen. Sollte ihr danach sein, könnte sie von heute auf morgen ihren Job an den Nagel hängen und auf Kosten von Jeffs Finanzspritze bis zu ihrem Lebensende sehr gut leben.

Christof Wolf / Todbringend

»Hallo, Abigail.« Sebastian fand als Erster den Weg in die Lobby und riss Abby aus ihren Gedanken. Rasch schickte sie die Nachricht an ihre Schwester ab.

»Bist du zufrieden mit dem Zimmer?«, erkundigte sie sich noch halb in Gedanken bei Grace verharrend bei dem deutschen Kollegen.

»Oh, ja. Bin im Tower untergebracht. Habe einen großen Raum mit Glasfront zur Stadt ergattert. Die anderen beiden wohnen leider in dem älteren Trakt, weshalb deren Weg auch ein wenig länger ist. Im letzten Jahr waren meine Lebensgefährtin Josie und ich schon einmal in San Francisco, und da haben wir ebenfalls hier genächtigt. Allerdings waren wir da etwas enttäuscht gewesen, da wir trotz des immensen Preises ein recht kleines Zimmer erhielten.« Abby setzte gerade mit einem »Schade, aber-« zu einer Erwiderung an, als sie beide für einen Moment verstummten. Eine Gruppe ankommender Gäste betrat lärmend das großzügige Foyer: Vier schwergewichtige Männer und ebenso viele Frauen. Farbige. Trotz ihrer üppigen Körperfülle bewegten sie sich leichtfüßig, beinahe wie eine Ballerina, über die Rollstuhlfahrrampen, die in die Lobby führten. Alle acht schienen sich gleichzeitig zu unterhalten, was den Lärmpegel in der Empfangshalle deutlich anhob.

»Sieht aus wie ein Gospelchor«, scherzte Abigail, während die Neuankömmlinge aufgeregt gestikulierend vorbeigingen. »Ah, da kommen ja die anderen.« Abby erhob sich aus dem tiefen Ledersessel und marschierte Verena und Manfred mit Sebastian entgegen. Nach einer erneuten Begrüßung verließen die vier die Hotelhalle. Sie hielten sich rechts, folgten der O'Farrell Street und kamen an einem irischen Lokal vorbei. »Hier werden wir morgen Abend einen Absacker nehmen. Das O'Leary gehört einem Cousin von Ethan, weshalb wir zwanzig Prozent auf unsere Drinks bekommen.« Die Deutschen nickten anerkennend. »Für heute Abend habe ich uns etwas Leichteres zu essen ausgesucht. Immerhin habt ihr neben dem langen Flug, dann zudem einen anstrengenden Tag hinter euch gebracht. Was haltet ihr von Thaifood? Ich kenne da ein Lokal, das sich direkt auf der Rückseite vom Hilton befindet.«

»Da triffst du bei mir voll ins Schwarze«, erwiderte Sebastian freudig. Auch die anderen beiden nickten, sie schienen mit dem Vorschlag einverstanden zu sein.

»Und morgen Abend gehen wir in ein ordentliches Steakhouse, wo wir uns ungeniert der Fleischeslust hingeben«. Sie lachten.

Ein Läuten lenkte ihre Aufmerksamkeit auf eine Cablecar, die ratternd an ihnen vorbeifuhr. Manfred und Verena zückten sogleich ihre Smartphones. Die ersten Fotos schießend, sahen sie dem nostalgischen Gefährt staunend hinterher. Sebastian erklärte indes, wie der Antrieb funktionierte. »Sie klinken sich in ein unterirdisches Kabel ein und

werden so bergauf gezogen.« Sie bogen in die Powell Street ein, an deren Ende sich die Endstation der gleichnamigen Linie befand. Aus der Ferne sahen sie die Menschenschlange, die sich dort den ganzen Tag über bildete. Auf der quer zur Powell verlaufenden Market Street, mit ihren zahlreichen Warenhäusern, transportierten Straßenbahnen aus den Fünfigern Touristen und Einwohner durch die Stadt.

Sie hielten sich rechts und bogen in die Eddy Street ein. Das Tenderloin-Revier befand sich in einem unscheinbaren Flachdachgebäude, das nur durch die davor geparkten Polizeifahrzeuge auffiel. Eine elektrische Schiebetür öffnete sich. Sie betraten einen Raum, der einer Bankschalterhalle glich. Sogleich fühlten sie sich in Szenen versetzt, die sie so aus amerikanischen Serien und Filmen kannten. In dem Gewusel wurden Menschen in Handschellen abgeführt. Prostituierte beschwerten sich lautstark darüber, dass man sie gegen ihren Willen festhielt. Dazwischen versuchten ausgeraubte Touristen, die planlos umherirrten, sich Gehör bei einem der Officer zu verschaffen, der alle zunächst auf die Stuhlreihe vor seinem Schalter verwies. Hinter schusssicherem Glas sitzend, nahm der Beamte vom Dienst mit stoischer Gelassenheit die Daten und Fakten zu den Fällen auf. Er vergab Vorgangsnummern, mit denen die Leute anschließend zum zuständigen Sachbearbeiter gingen. Ohne die Nummer brauchte sich niemand an dem bulligen Officer vorbei zu mogeln. Mittlerweile saßen in zwei Reihen fünf Personen, eine davon blutete aus der Nase. Vor Wut schnaubend, trat dessen Begleitperson mehrfach an den Schalter, um eine bevorzugte Behandlung einzufordern. Doch immer wieder wurde er vom Polizisten auf seinen Stuhl zurückverwiesen. Als er bei dem erneuten Versuch einen älteren, chinesischen Mann zur Seite schob, der als Opfer eines Raubüberfalls seine Angaben aufnehmen ließ, herrschte ihn der Officer via Gegensprechanlage erneut an: »Sit down, Sir!« Bei dem Ton kam kein Zweifel auf, wonach der Diensthabende ein weiteres Widersetzen dulden würde.

»Hi, Bob!«, rief Abigail dem Mann hinter der Scheibe zuckersüß zu.

»Hey, Honey!«, erklang die Stimme sanft wie die eines Chorknaben zurück. »Moment, ich lasse dich durch.« Abby wies auf ihre Begleiter, die ihm ihre Besucherausweise hinhielten, die Abigail ihnen zuvor ausgehändigt hatte. Ein Summen ertönte. Abby öffnete eine Nebentür, und Bob ließ sie alle passieren. Kaum schloss sich die automatische Tür hinter ihnen, hörten sie Bob erneut wie eine Bulldogge bellen: »Sit down, Sir!«

Sie betraten ein Großraumbüro, in dem es zuging wie in einem Bienenstock. Uniformierte verhörten smart gekleidete Menschen und solche, die entweder auf der Straße lebten oder zumindest ihr Geld dort verdienten. Eine Metalltreppe trug sie hinauf in den ersten Stock. Sie gelangten in einen langen Korridor, von dem beidseitig Büros abzweigten. Sie folgten dem

Gang bis zum Ende und hielten an einer Tür, die zur Hälfte aus Milchglas bestand. In deutlich lesbaren Lettern stand darauf: »Sergeant Warren Jacobs«.

»Wartet bitte einen Moment«, bat Abigail und verschwand im Raum dahinter. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Tür, und ein Endfünfziger mit buschigem Schnurrbart, wie ihn Tom Selekt einst als Magnum in der gleichnamigen Fernsehserie trug, trat breitgrinsend zu ihnen in den Flur. In gebrochenem Deutsch gab er ein »Guten Tag. Prosit! Hau weg die Kacke!« zum Besten. Die Gäste hoben synchron die Augenbrauen. Abigail indes wäre lieber in einem Loch im Fußboden verschwunden. Sebastian löste sich aus der Verwunderung und streckte Sergeant Jacobs die Hand entgegen und bedankte sich auf Englisch für den herzlichen Empfang. Manfred und Verena taten es ihm nach.

»Ich war in den Neunzigern mal für längere Zeit in Ramstein stationiert. Leider sind das die letzten Worte, die ich auf Deutsch behalten habe. Wahrscheinlich, weil ich diese am häufigsten genutzt habe. Ha! War eine tolle Zeit. Wir waren sogar auf dem Oktoberfest in München. Na, da gab es eine Menge Girls mit engem Dirndl und vor allem mit ordentlich Holz vor der Hütte.« Zur Unterstützung des Gesagten hielt er beide Hände wiegend vor seine Brust, um den Worten eine optische Erläuterung zu geben. Die Männer nickten peinlich berührt. Verena grinste schmallippig. Und Abigail kam nicht drumherum sich fremdzuschämen.

»Sie sind wegen des Falls Michels hier«, switchte Jacobs unvermittelt in einen dienstlichen Ton über. »Kommen Sie erst einmal rein.« Mit ausladender Bewegung bot er den Gästen einen Platz in der Besucherecke an. Er selbst trat zurück an seinen massiven Eichenholzschreibtisch, der in dieser wuchtigen Machart an den resolute Desk des US-Präsidenten im Oval Office erinnerte. Hinter dem Sergeant hing die amerikanische Flagge. Da ein Stuhl zu wenig im Raum war, bot Manfred Abigail seinen an, doch sie bestand darauf, stehen zu bleiben.

»Ja, Sergeant Jacobs«, nahm Sebastian den Faden auf, »wir sind gekommen, um die Leiche von Ben Michels zu identifizieren und – sofern die Freigabe durch die Staatsanwaltschaft erfolgt ist – übermorgen nach Deutschland zu überführen.«

»Nun, die Abnahme wurde noch nicht erteilt, Mr Bergheim. Und es kann sein, dass ich sie da verträsten oder gar enttäuschen muss.« Sebastian und Manfred sahen einander fragend an.

»Aber es handelt sich, wie man es uns sagte, um einen Suizid.« Das war Manfred. »Da stellt sich mir die Frage, wieso sich überhaupt das Morddezernat des SFPD, um den Fall kümmert?« Damit kam er Verena Clasen zuvor, die denselben Gedanken in sich trug.

Jacobs sah zu seiner Mitarbeiterin, die ihm mit einem Schulterzucken signalisierte, dass sie den deutschen Beamten noch keine Informationen zum Stand der Ermittlungen preisgegeben hatte. Damit schien er zufrieden zu sein. Denn was die Deutschen nicht wussten, war, Jacobs hatte ein absolutes Stillschweigen zu den Details des Falles verhängt. Er kniff die Augen zu, presste die Lippen zusammen und nickte Abigail anerkennend zu.

»Nun, Miss Clasen, Mister Bergheim und Mister Herbst«, wobei Manfreds Nachname wie Hörbst klang. »Ich muss Ihnen mitteilen, dass es sich bei dem Tod von Mister Michels nicht um einen Selbstmord handelt. Wie unser Gerichtsmediziner, Doktor Snyder, festgestellt hat, wurden auf den Toten gleich mehrere Schüsse abgefeuert. Ein Streifschuss traf seinen Oberarm und zwei weitere Projektile drangen in die Brustpartie ein. Daraus folgen wir, sein Sprung von der Golden Gate Brigade erfolgte nicht ganz freiwillig. Im Gegenteil. Vielmehr gehen wir davon aus, Ben Michels fiel einem Kapitalverbrechen zum Opfer. Das heißt, er wurde umgebracht!«